

**Vergißmeinnicht**  
**1912**

5 (1912)

---

# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift  
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlischer Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und  
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

50. Jahrgang.

Nr. 5.

Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mf. 1,50,  
direkt franko zu-  
gesandt oder von  
unsern Befördern  
bezogen.

Überzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.  
Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu Gunsten  
der armen Heiden  
in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmeinnicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Zahlkarte oder  
Postanweisung.

Postcheck-Konto  
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.  
Mai 1912.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der Hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtemal allen  
Wohltätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmeinnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohltäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Kollegiatkirche  
zu Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.



Baba wetu, os' ezulwini!  
Vater unser, der du bist in dem Himmel!

## Nur ein Bettelknabe.

Auf der staubbedeckten Straße,  
An dem knot'gen Wanderstab,  
Barfuß, unbedeckt den Scheitel,  
Wankt dahin der Bettelknab.

Fragst du, wo der Arme wohnet,  
Was ihn kleide, was ihn lab':  
Freier Himmel, Brot und Lumpen;  
Damit reißt der Bettelknab.

Reiter zogen stolz vorüber,  
Mutig donnert das Getrab,  
Aber keiner schaut zur Seite,  
Wo sich schleppt der Bettelknab.

Bittend naht er der Kalesche,  
„Reicht mir eine kleine Gab!“ —  
Doch der Kutscher schwingt die Peitsche —  
„Fort mit dir du Bettelknab!“

Armes Kind, das ist dein Schicksal,  
Bleibt vielleicht es bis zum Grab.  
Ganz verachtet bist du immer,  
Bist ja nur ein Bettelknab.

Doch im Grab ist's gleich am Ende,  
Ob man nichts, ob alles hab',  
Ob man hoch sei oder nieder,  
König oder Bettelknab.

## Ist der Missionär ein Bettler?

Ich gestehe, es fiel mir schon oft schwer, daß ich mich genötigt sah, immer wieder und wieder an den Opferstinn unserer Freunde und Wohltäter zu appellieren. Heute kommt von dieser Missionsstation ein Notruf, morgen von einer andern; ist das eine Bedürfnis befriedigt, so tauchen zehn und zwanzig neue auf, und so ist des Bettlers und Drängens in unsern Missionschriften kein Ende. Vielleicht habe ich da manchem Leser des Bergibz meinnicht so recht aus dem Herzen geschrieben, denn schon längst war er wohl dieser ewigen Betteleien herzlich satt.

Doch sah, mein Freund: wie, zählt der Missionär wirklich zu der gewöhnlichen Sorte von Bettlern? Gestatte mir, daß ich da auf eine Rede hinweise, die im vorigen Jahre auf dem Katholikentag in Mainz der Hochw. Provinzial der Väter vom heiligen Geist, P. A. F. E. r. hielt. Er sagte da unter anderm: „Die Mission hat ein Recht auf Unterstützung. Die Missionäre kommen nicht als Bettler vor Sie, meine werten Anwesenden, nein, sie haben ein Recht auf Ihre Almosen. Sie kommen im Namen Gottes zu Ihnen und sammeln fromme Gaben zur Mehrung des Reiches Gottes auf Erden.“

Der rechtmäßige Besitzer der Welt wird wohl unser lieber Herrgott sein und bleiben. Wem gehört die gesamte Erde und alles, was darin ist? Wem gehören Ihre Kinder, wem das Vermögen, das Sie besitzen, wem alles ohne Ausnahme, was Sie sind und haben? Offenbar Gott, dem Allerhöchsten. Er ist der alleinige wahre und rechtmäßige Eigentümer, und wir sind nur seine Knechte und Verwalter.

Nun wünscht aber der Herr, daß sein Reich auf Erden sich mehrere; das lehrt er uns im Vater unser, diesem schönsten Missionsgebet, und so beten wir im apostolischen Glaubensbekenntnisse, wenn wir sagen: Ich glaube an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde. Was nützt es aber, wenn Gott zwar Schöpfer und Eigentümer der ganzen Welt ist, die Menschen aber dies in der Tat nicht anerkennen und ihre Hand verschließen, wenn der Missionär kommt und um eine Gabe bittet zur Mehrung des Reiches Gottes hienieden? Die Missionäre selbst haben Gott zuliebe die Heimat und alles, was ihnen hienieden lieb und teuer war, verlassen und nun rufen sie uns vom Heidenlande her zu und bitten uns im Namen Gottes, daß wir ihnen beistehen.

Deshalb, meine Herren, möchte ich Sie bitten, daß Sie überall, wo sie hinkommen, sagen: „Der liebe Gott

hat ein Recht auf unsere Mithilfe; nicht als Bettler soll er von uns in seinen Dienern und Stellvertretern behandelt werden. Er hat ein Recht auf unsere Kräfte, auf unser Vermögen, auf unsere Stellung, kurz, auf alles, was wir haben. Drum wollen wir auch alles in seinen Dienst stellen. Vergessen wir nicht, daß wir nur dann wahre Katholiken sind, wenn wir auch ein Opfer zu bringen wissen für die Interessen der katholischen Kirche, und dazu hören in erster Linie auch die Missionen, denn sie wirken direkt mit zur Ausbreitung des Reiches Christi auf Erden. Gerade jetzt müssen wir uns mit einer wahren Begeisterung der katholischen Missionen annehmen, denn jetzt ist die kritische, die entscheidende Zeit. Jetzt wird es sich zeigen, ob die Welt christlich oder heidnisch bleibt wird, und namentlich in unsern Kolonien wird die Frage zur Entscheidung kommen, ob die dortigen Eingeborenen Katholiken, Protestanten oder Musamedaner werden sollen. Welcher Katholik wollte bei einer solch hochwichtigen Sache zurückbleiben und da ein Opfer scheuen? Fürwahr, je länger wir warten, desto mehr werden wir uns verpäten, und es wäre am jüngsten Tag doch eine Schande, wenn es da hieße: die Katholiken sind auch hier wieder zu spät gekommen!“

## Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Als der Kapuziner-Missionär P. Cavazzi nach Ganghella geschickt wurde, herrschte daselbst der Fürst Kassange Conquinguri, ein Thyrann, der an Wildheit und Grausamkeit seinesgleichen suchte. Er war im Jahre 1608 in einem zwei Tage reisen von Embattha entfernten Dorfe geboren, stammte aus der niedrigsten Hefe des Volkes und hatte in seiner Jugend die Schweine gehütet. Während eines Krieges zwischen seinem Fürsten, dem König von Dongo, und dem des Landes Ganghella geriet er in die Gefangenschaft und sollte bei der Siegesfeier geschlachtet und aufgezehrt werden. Wegen seiner außerordentlichen Größe und Körperkraft aber erregte er die Aufmerksamkeit des Schaggaefürsten, der ihn nicht nur begnadigte, sondern ihn auch zum Aufseher über alle seine Hirten machte.

In dieser Stellung erwarb er sich vollends die höchste Gunst des Königs und sein Ansehen beim ganzen Volke, das ihn wegen der Kühnheit und Kraft, mit der er die wildesten Tiere von den Herden zurückjagte, höchst bewunderte, stieg von Tag zu Tag mehr. Man sah in ihm nicht mehr den Fremdling, sondern das Vorbild

eines Schaggaers. Denn er zerriß Menschen und Tiere in Stücke und verschlang mit der Gier einer wilden Bestie die noch dampfenden Eingeweide.

Beim Ausbruch des nächsten Krieges verließ er seine Herden und zeichnete sich in mehreren Schlachten derart aus, daß er zum Galambolo oder Heerführer ernannt wurde. Diese Stellung gab ihm das Recht, in der Gegenwart des Fürsten auf einem Teppiche zu sitzen und als Richter die Streitigkeiten zu entscheiden. Auf welche Weise er des hohen Richteramtes waltete, mögen folgende zwei Beispiele zeigen:

Eines Tages führte man ihm fünf Leute vor, die verschiedene Verbrechen begangen haben sollten. Zu ihrem Unglück waren sie alle jung und wohlgenährt. Statt nun den Fall zu untersuchen, ließ er ihnen einfach den Kopf abschlagen, nahm dann den schwersten und fettesten Körper auf seine Schultern und trug ihn eigenhändig in

Königin wegen angeblicher Zauberei lebendig verbrennen und dann umarmte er den König, um ihm sein Mitleid zu bezeugen, so innig und liebevoll, daß er in seinen Armen erstickte. Dies geschah im Jahre 1655. Das ganze Heer rief ihn nun jubelnd zum Herrscher aus, und er bestieg den Thron unter dem Namen Kassange Conquinguri.

Um jene Zeit wollte der Statthalter Dom Louis Martinho de Sousa einige Portugiesen, die in die Hände dieses grausamen Volkes gefallen waren, gegen gefangene Schaggaer austauschen und übertrug dieses mißliche Geschäft einem gewissen Dom Antonio Rodrigues, dem er den Kapuziner-Missionär Antonio de Serravezza beigesetzte. Dieser sollte einerseits die Seelsorge der dort wohnenden portugiesischen Kaufleute übernehmen und andererseits den Versuch machen, in Ganghella das Christentum einzuführen. Man hoffte das



Schwesternhaus in Kevelaer.

seine Küche, wo er ihn sofort zum Mittagsmahl braten ließ. Da ihm aber die Zubereitung zu lange währte, fraß er wie ein hungriger Wolf einen guten Teil roh.

Nicht besser erging es seinem leiblichen Bruder, der als Dongone in die Hände der Schaggaer gefallen und ihm vorgeführt worden war. Die beiden Brüder hatten einander seit vielen Jahren nicht mehr gesehen, und der Gefangene rechnete natürlich auf sichere Begnadigung, als er hörte, daß sein eigener Bruder der Richter sei. Doch kaum hatte er es gewagt, ihn um Gnade zu bitten, weil er sein leiblicher Bruder sei, als sich dieser grimmig von seinem Sitz erhob und ihm erbarmungslos das Messer in die Brust stieß. Dann bestrich er sich mit dessen noch warmen Blute den ganzen Leib, zeigte sich so dem Heere und rührte sich seiner Schandtat.

Das wilde Volk aber hatte seit jenem Tag einen solchen Respekt vor ihm, daß er es ohne Bedenken wagen durfte, sogar den König aus dem Wege zu räumen und sich des Thrones zu bemächtigen. Das tat er auch. Zu-erst ließ er durch die Gangas oder Gözenpriester die

ruhig wagen zu können, denn Kassange, der Fürst, hatte selbst um christliche Missionäre gebeten. Tatsächlich hatte er es aber bloß deshalb getan, um den einträglichen Handel mit den Europäern zu fördern.

Nach einem mühsamen Marsche von 18 Tagen kam die Gesandtschaft im Lager der Schaggaer an, wo Kassange sie ehrenvoll empfing und den Austausch der Gefangenen gestattete. Den Missionär aber wies er mit der Bemerkung zurück, er wolle keinen fremden Kapuziner haben, sondern nur einen schwarzen Weltpriester, denn die Kapuziner gingen bloß darauf aus, in seinem Lande ein neues Gesetz und neue Gebräuche einzuführen. Nach langen Verhandlungen gestattete er endlich dem Kapuziner, sich im Lager aufzuhalten, doch nicht als Missionär der Eingeborenen, sondern nur als Seelsorger der portugiesischen Handelsleute.

Mehr als zwei Jahre hindurch versah P. Antonio dieses Amt. Anfangs ließ er sich durch seinen Bekehruungseifer zu etwas unklugem Vorgehen hinreissen, das ihm viele Unannehmlichkeiten eintrug, später mäßigte

er sich und benahm sich klüger, sodaß er wiederholt Gelegenheit hatte, sich mit Kassange über die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens zu unterhalten. Zugleich gelang es ihm sogar, den König zur Annahme des Christentums zu bewegen. Wohl zeigte sich Kassange ein paarmal unschlüssig, verschob auch seine Befehlung von einem Tage zum andern, ließ sich aber schließlich am 9. Juni 1657 dennoch taufen und erhielt dabei den Namen Dom Pascal.

Trotz alledem fiel es ihm gar nicht ein, seinen früheren Gewohnheit zu entsagen, im Gegenteil, schon am Tage nach seiner Taufe war einer seiner ersten Beamen, der ebenfalls das Christentum angenommen hatte, Zeuge, wie der Fürst trotz einer reich befehlten Tafel Menschenfleisch verzehrte. Als ihn dieser verwundet ansah, äußerte der König mit Hohn: „Ich war nie ernstlich gesonnen, das Christentum anzunehmen; nur gewisser Vorteile wegen ließ ich mich taufen. Menschenfleisch werde ich nach wie vor essen; denn jedes andere erscheint mir unschmackhaft und unzuträglich, mögen die Weisen darüber sagen, was sie wollen. Auch der Missionär mag es ruhig erfahren, ich folge keinem anderen Willen, als dem meinen, und dabei bleibe ich.“

So sprach dieser grausame, charakterlose Mensch, und so handelte er. Auch als Christ bestrich er sich mit einer gewissen Salbe, die aus dem Fleische zerstampfter Kinder hergestellt war, um sich dadurch in abergläubischer Weise gegen jede Verlezung zu schützen, und so oft ein neues Lager bezogen wurde, mußte es durch die grausame Hinrichtung einer Menge Gefangenen eingeweist werden.

Als P. Antonio all dies sah, gewann er die Überzeugung, daß an eine Befehlung dieses Fürsten und Volkes gar nicht zu denken sei; er bat daher den Missionärspräfekten um seine Abberufung und begab sich, als diese erfolgte, nach Embakka. (Forts. folgt.)

### Ein Blick ins volle Kaffernleben.

Der Krieg.  
(Fortsitzung.)

König Tschaka praktizierte jede Art von Betrug und Treulosigkeit, denn seine maßlose Ehrsucht und Grausamkeit kannte keine Grenzen, und er suchte alles seinen Zwecken dienstbar zu machen. Er ver sprach z. B. einem Feinde Schonung, allein sobald er sich ergeben hatte, ließ er ihn kalten Blutes niedermetzeln. Lichtenfels erzählt zwar, man habe es in alten Zeiten für entwürdigend angesehen, einen Feind in unehrlicher Weise zu übervorteilen. War z. B. die Armee noch nicht kampfbereit, so eröffnete der Gegner den Kampf nicht, sondern wartete, bis alle schön in Reih' und Ordnung standen. Man hielt es ferner für gemein, dem besiegten Feinde alles Vieh wegzunehmen, denn das hieß, ihn dem Hungertode überliefern. Weiber und Kinder wurden niemals getötet. So Lichtenstein; leider gibt er die Quelle nicht an, aus der er seinen Bericht geschöpft. Wir haben unter den heidnischen Kaffern solche Ritterlichkeit nie gefunden, im Gegenteil, ihnen gilt im Kampf jedes Mittel für erlaubt. Tschaka suchte seinen Gegner stets unverziehens zu überrumpeln und mordete Männer, Weiber und Kinder, wie es ihm beliebte. Ohne jeden Gewissenskropel beging er die gemeinsten Treulosigkeiten; Edelmut und Menschenliebe waren ihm ganz unbekannte Begriffe.

In alter Zeit gewöhnten sich manche Kaffernstämme daran, von rohem Fleische zu leben. Oft ohne alle Kriegserklärung schlichen sie sich an den feindlichen Kraal heran und versteckten sich im hohen Gras. Mitten in der Nacht, sobald sie glaubten, daß sämtliche Zinassen ruhig schliefen, drangen sie in die Kraalumzäunung ein. Drei bis vier stellten sich vor dem Eingange jeder Hütte auf, während ein paar andere an der Rückseite derselben Feuer anlegten. Krochen nun die erschreckten Bewohner auf Händen und Füßen aus dem Schlupfloch heraus, so wurden sie in dieser hilflosen Stellung einer nach dem andern erbarmungslos niedergestoßen. Offenbar eine Niedertracht und Grausamkeit ohnegleichen.

Der Kaffer steht voll Überglauben. Soll die Armee in den Krieg ziehen, so muß sie von einem Inhanga oder Kafferndoktor entsprechend vorbereitet, geschützt und geweiht werden. Die Zeremonien sind je nach den Stämmen verschieden, und schließlich „doktert“ da jeder Inhanga auf seine Weise. Seine Autorität ist grenzenlos. Wollte sich einer herausnehmen, sich einer seiner Anordnungen, und wäre sie noch so hirnverbrannt, zu widersezen, es käme ihm wahrlich übel zu stehen. Nicht nur er selbst, sondern auch der ganze Kraal des Feindes würde „ausgerochen“ und verbrannt, die ganze Verwandschaft bis ins dritte und vierte Glied umgebracht.

Der Kafferndoktor beginnt also sein Werk. Zunächst wird der ganzen Armee ein Purgier- und Brechmittel verabreicht. Das schafft alle Unreinigkeit aus dem Leib und öffnet den kommenden Operationen des Doktors die Pahn. Gelingt es, eines dem Feinde gehörenden Gegenstandes habhaft zu werden, so gratuliert sich die ganze Armee, denn der Doktor hat nun leichte Arbeit und kann den Gegner ganz und gar verzaubern und unschädlich machen. Besonders erwünscht wäre ein Stück aus der Wolldecke des feindlichen Häuptlings, ein Rest abgeschnittener Haare oder Fingernägel, kurz, irgendetwas, was mit seinem Leib in Berührung gewesen. Denn mit solchen Dingen kann man „arbeiten“ und den Gegner zum voraus in Grund und Boden hinein vernichten.

Der Doktor locht ferner Salben zusammen, die unsichtbar und unverwundbar machen. Zu diesem Zweck zündet er ein Feuerchen an, wirft geheimnisvolle Wurzeln und Kräuter hinein und läßt sodann Mann für Mann durch den Rauch des Feuers hindurchgehen. Der größeren Vorsicht halber werden auch die Aßagais in den Rauch gehalten, denn auch sie werden dadurch für den Gegner unsichtbar, sodaß man sie ihm anstandslos durch den Leib rennen kann.

All' diese Zeremonien haben einen bloß vorbereitenden Zweck. Kommt der Krieg wirklich zum Ausbruch, so eilt die ganze waffenfähige Mannschaft dem Königs kraale zu und umgibt ihn in weitem Umkreis. Der Inhanga ergreift einen kolossalen Flaschenkürbis, füllt ihn mit abgekochten Medizinen, nimmt den Schweif eines Gnu, oder in Ermangelung eines solchen einen Ochsen schweif und besprengt die ganze Armee mit dem Heilwasser. Nach dieser Zeremonie darf kein Krieger mehr bei seiner Frau wohnen, denn das würde ihm die Augen trüben, und er zöge im Kampfe sicher den kürzeren. Von großem Vorteile ist auch, wenn die Soldaten etwas von großen Raubtieren erhaschen können. Ist einer z. B. das Herz eines Löwen, oder trinkt er vom Blute eines Tigers, so gewinnt er ganz unglaublich an Kraft, Gelenkigkeit und Mut, indem die Eigenschaften jener Tiere ganz auf ihn übergehen.

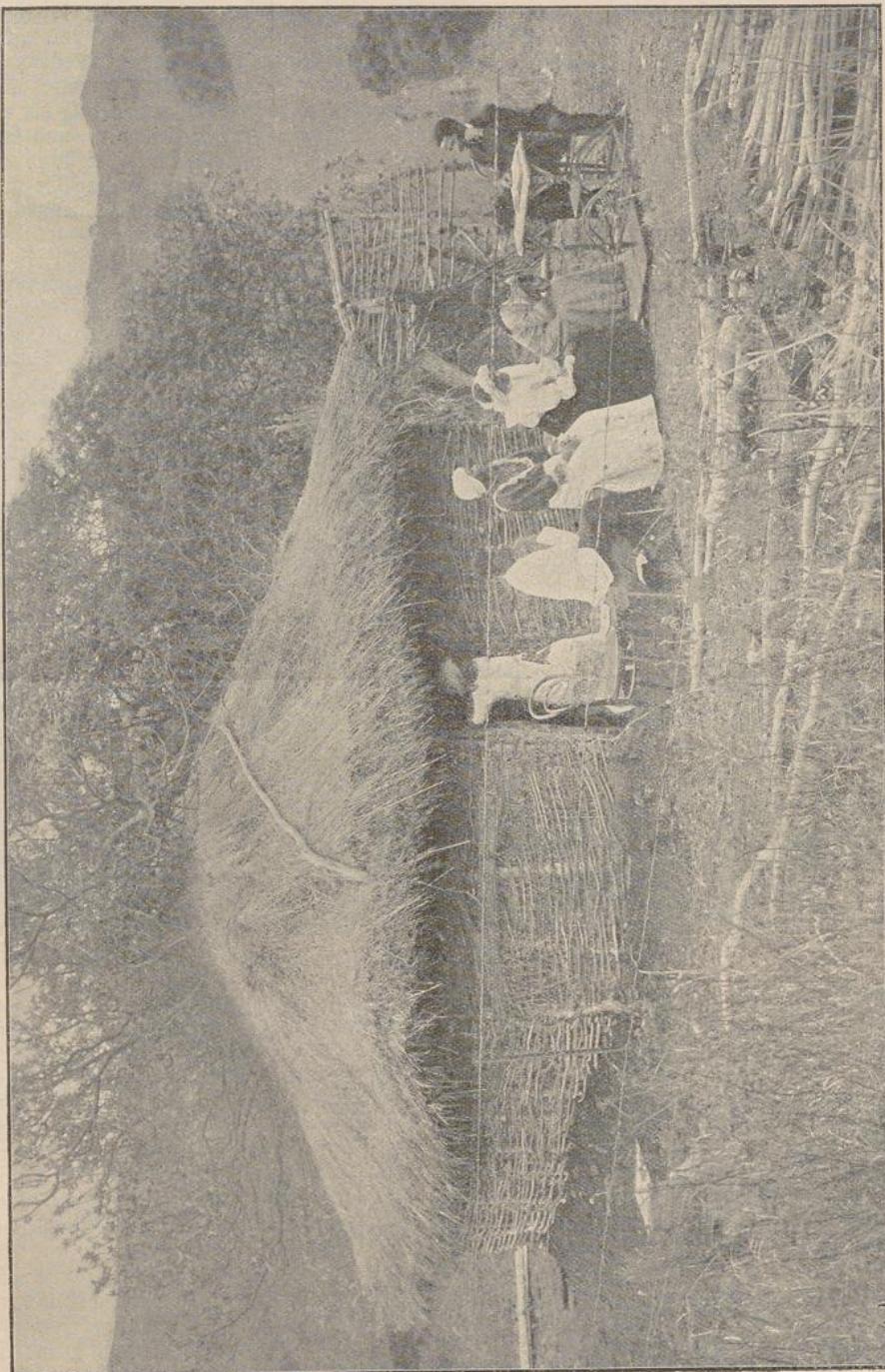
Nach dem Inhanga tritt auch der Häuptling auf den Plan. Er hält eine zündende Ansprache an seine Leute

und fordert sie auf, voll Mut und Tapferkeit dem Feind ins Angesicht zu schauen. Er schließt mit den Worten: „Sollte aber einer von euch zurückkommen mit einer Wunde auf dem Rücken, dann wehe ihm! Ich selbst, der Häuptling, werde ihm als Feind gegenüberstehen!“

Bor Aufbruch der Armee hat der Doktor noch etwas Wichtiges zu tun: er muß die „Herzen der Soldaten zurechtrichten.“ Wie geschieht das? Sehr einfach: Er nimmt einen schwarzen, wilden Stier und treibt ihn in die Versammlung. Die Mannschaft fällt ohne Waffen über ihn her und wirft ihn unter Aufsicht einer ungeheuren Muskelkraft zu Boden. Nun wird dem Tiere bei lebendigem Leib ein Schulterstück herausgeschnitten und, in lange Streifen zerlegt, am offenen Feuer geröstet. Der Doktor mischt dem

Fleische bittere Kräuter bei, und jeder Krieger muß von dem magenumfehrenden Geback etwas genießen. Jeder würgt den Bissen gehorsam hinunter, denn die Weigerung brächte den sicheren Tod. Auch werden jedem Soldaten scharfe Einschnitte in Brust und Arme gemacht, und die Wunden vom Doktor mit der genannten Medizin kräftig eingetrieben. Dazwischen wird der arme, gequälte Stier mit seinen drei Beinen im Lager umeinandergejagt, bis er endlich tot zusammenbricht. Je länger das Tier seine Qual aushält, desto glückverheißender ist das für die Armee. Ist es endlich tot, so wird es ausgeweidet und geröstet. Dabei bläst der Inyanga die Feuerfunken gegen die Krieger hin, um sie noch immer mehr zu „doktern“.

Die Knochen werden verbrannt. Kein Weib darf irgendwie das Fleisch dieses Ochsen berühren, denn das würde ihm alle und jegliche Kraft bemeinen und die ganze Prozedur müßte von vorne begonnen werden. Der



Sontag Nachmittags.

Vorsicht halber treibt man daher alle Frauen weit vom Lager weg. Eine Ausnahme bilden nur die alten Weiblein. Sie können ungeniert hingehen, wohin sie wollen, denn sie sind harmlos wie kleine Kinder.

Männer, die noch nicht lange verheiratet sind,

werden oft nach Hause geschickt. Sie sollen erst dann in den Kampf mitziehen, wenn ihnen das erste Kind geboren ist. Der Grund ist ein doppelter: die Familie soll nicht aussterben, und neuvermählte Männer sind weichherzig; sie wären nur ein Hindernis für die Armee. D'rum fort mit ihnen!

(Fortsetzung folgt.)

## 25 Jahre in Afrika.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Motto: Der hat sich wohl gebettet,  
Der aus der stürmischen Lebenswelle,  
Selig gewarnt, sich herausgerettet  
In des Klosters friedliche Zelle.

Der die stachelnde Sucht der Ehren  
Von sich warf und die eile Lüft,  
Und die Wünsche, die ewig begehrn,  
Eingeschloßt in ruhiger Brust.

Ihn ergreift in dem Lebensgewöhle  
Nicht der Leidenschaft wilde Gewalt;  
Rümmer in seinem stillen Hause  
Sieht er der Menschheit traurige Gestalt.

(Schillers Braut von Messina.)

Es war ein kalter, stürmischer Novembertag des Jahres 1886, da ich nach schwerer Abschiedsstunde vom



25 Jahre in der afrikanischen Mission.  
(In der Mitte Schwester Rosa, Oberin, ihr zur Linken Schwester Coleta,  
im Vordergrund sitzend Schwester Engelberta.)

trauten Vaterhaus die Reise nach dem fernen Südafrika antrat. Unsere Gesellschaft bestand aus 25 Personen, 10 Postulanten und 13 Postulantinnen, welchen sich noch Br. Martin und unser Hochwürdigster Vater und Stifter, Abt Franz Pfanner, als Führer hinzugesellten. Aus allen Weltgegenden waren wir zusammengekommen: Priester und Klosterfrauen, Studenten und Handwerker, Dienstmädchen und Fabrikarbeiterinnen; Stadt und Land, reich und arm, sowie jede Altersstufe war hier vertreten, und all' diese verschiedenen Elemente umschlang als einend' Band die gleiche Absicht und Meinung, die allgemeine Begeisterung für die Mission.

Wir gingen an Bord, die Anker wurden gelichtet, und kurz darauf waren wir auf hoher See. Die Erinnerung daran wird mir unvergänglich bleiben fürs ganze Leben. Was ist das doch Wunderjamas, Großes und Erhabenes um das unermessliche Weltmeer! Dieses Funkeln und Leuchten, dieses Rauschen und Wogen in endlosem Wechsel und in den mannigfachsten Farben, wer mag's ergründen, wer kann's in Worten wiedergeben? Tief ergriffen sangen wir alle miteinander das schöne Lied „Maria, Meeresstern“. Wie klang es doch

so schön und voll, gefungen von all diesen Männern und Jungfrauen, welche im Begriffe waren, der Heimat und allem, was ihnen bisher lieb und teuer gewesen, für immer Lebewohl zu sagen, um sich im fernen Afrika der Heidenmission zu weihen! Wir standen vor einem großen Unternehmen, doch wir hofften auf Gott und die Hilfe seiner Mutter, und sind in dieser unserer Hoffnung nicht zu Schanden geworden.

Glücklich und wohlbehalten kamen wir übers große Weltmeer. In Europa zog der strenge Winter ein, als wir das Schiff bestiegen, und bei unserer Landung in Afrika am 17. Dezember sahen wir uns mitten in der tropischen Sommerpracht. Da grünten Feld und Wald in üppigster Fülle und begannen schon im Weinberg die ersten Trauben zu reifen.

Neben diesem Reichtum in Gottes freier Natur herrschte aber drinnen, in unserm bescheidenen Klosterlein, die heilige Armut. Da gab es noch manches Opfer zu bringen, von denen die heutigen Mariannhiller Postulanten nichts mehr wissen. Doch wir brachten sie alle willig und gern, und die Erinnerung daran ist uns bis zur Stunde überaus lieb und teuer. Mit diesem Dank gegen Gott blicken wir nun auf eine 25jährige Missionstätigkeit zurück. Allerdings blieb unsere Zahl nicht voll; von den 25, die damals mit mir auf afrikanischem Boden landeten, ist nur ein kleines Häuslein übrig geblieben. Die einen hat inzwischen das Schicksal da und dorthin geführt, und andere hat der Herr zur großen Reise in die Ewigkeit abgerufen, sodaß gegenwärtig nur drei Brüder und sechs Schwestern ihr 25jähriges Ordensjubiläum feiern konnten. Der fast neunzigjährige, aber noch sehr lustige Bruder Hilarion, sowie der ebenfalls schon hochbetagte Br. Benedictus feierte sein Jubiläum in Mariannhill, ebenso unsere Schwester Katharina, während Schw. Armella, Oberin der Station Himmelberg, im Kreise ihrer Mönchschwestern und der schwarzen Kinder, und Schw. Lidwina zu Mariatal ihr seltes Fest beging.

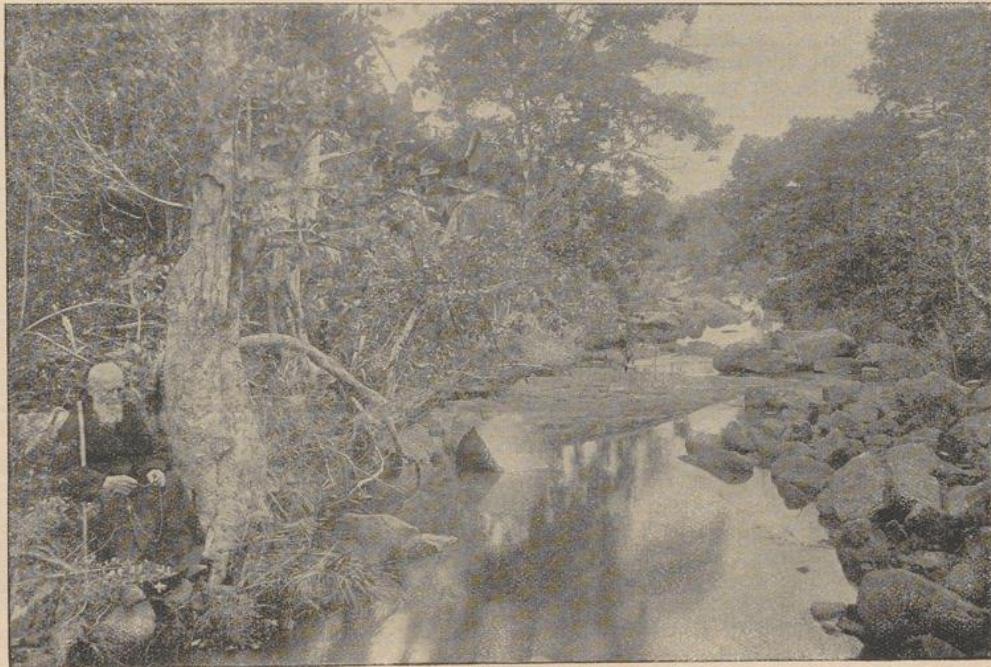
Zu einem ganz besonders schönen Familienfeste gestaltete sich aber unsere Jubiläumsfeier dank des eifigen Zusammenwirkens aller Brüder, Schwestern und Kinder hier auf unserer lieben Missionsstation Ezenstochau. Es trafen da auch ganz merkwürdige Umstände zusammen. Während sonst die einzelnen Missionsmitglieder auf alle möglichen Stationen verteilt werden, und somit bald hier, bald dort tätig sind, waren wir vier, die auf der heutigen Station ihr Jubiläum feierten, schon seit vielen Jahren auf dem gleichen Missionsfelde vereint.

Bruder Eduard weilt schon seit 20 Jahren in Ezenstochau. Er besorgt bei den Brüdern das ganze Haus, deckt den Tisch, besorgt das Bestiarium, hält alles blitzblank in Ordnung und ist nebenbei Sakristan, Krankenwärter für Weiße und Schwarze und hat bis zur Stunde schon 825 Leichen zur letzten Ruhe bestattet. Schwester Rosa, unsere allverehrte Oberin, kam schon im Jahre 1889 bei der Gründung Ezenstochaus hierher und teilte mit den ersten Schwestern die Arbeiten und Opfer einer Neugründung. Später wurde sie Novizenmeisterin in Mariannhill, war sodann viele

Jahre treubesorgte Oberin in Mariatal und weilt seit den letzten sechs Jahren abermals hier in Czentochoau. Schwestern Coleta war seit dem Jahre 1890 beständig hier, zuerst als Oberin und dann volle 17 Jahre hindurch als kluge Leiterin unseres großen Marienhauses, und genießt allseits die größte Verehrung und Hochachtung. Desgleichen kam die Schreiberin dieser Zeilen ebenfalls schon im Jahre 1890 hierher, und auch ich muß sagen, daß ich im Laufe dieser 22 Jahre aufs innigste mit dem schwarzen Völkchen verwachsen bin.

Kann hier nicht umhin, meiner Freude Ausdruck zu geben, daß mir wegen der manigfachen Berichte, die ich schon fürs „Bergfizmeinnicht“ geschrieben, auch aus unserem Leserkreis so viele schöne Brieflein, Gratulationskarten, Bilder usw. zugeschickt wurden, und daß

almojen zu teil. Die ganze hiesige Gemeinde empfing die heilige Kommunion und opferte sie für uns auf. Ihnen schlossen sich manch' edle Seelen drüben überm Ozean an. Einige Hochwürdige Herren, lauter Leser des Bergfizmeinnicht, schrieben uns, daß sie ihre Gemeinden zum Gebete für uns Jubilare aufgefordert hätten. Eine große Wohltäterin unserer Mission ging am genannten Tage mit ihrer ganzen Familie zum Tische des Herrn, eine andere Dame in Amerika ließ eine heilige Messe lesen und brannte den ganzen Tag über eine gewisse Anzahl von Kerzen vor einem Muttergottesbild. Dazu hat vielleicht manch' anderer für uns gebetet, ohne daß es uns bekannt wurde. Ihnen allen sagen wir hiermit unseren verbindlichsten Dank und ein tausendfaches Vergelis Gott. Ganz besonderen Dank sage ich auch



Ein kühles Plätzchen — nach des Tages Last und Hitze. (Br. Maternus.)

die freundlichen Spender dabei auch meiner beiden Mit-schwestern in Liebe gedachten. Ich sage hiermit allen diesen guten Seelen für ihre zarte Aufmerksamkeit, die sinnigen Spenden und frommen Gebete meinen herzinnigsten Dank. Der Herr lohne ihnen ihre Liebe, die uns alle so sehr erfreute!

Einige freundliche Zeitschriften forderten mich auf, im Bergfizmeinnicht den Verlauf unseres Festes zu erzählen. Das will ich nun auch mit aller Vereinwilligkeit tun. Meine wenigen Minuten schenke ich gerne unsern Gönern und Wohltätern, auch gewährt die schöne Jubiläumsfeier einen interessanten Einblick in das familiäre, durch feinerlei Diskordie gestörte Zusammensetzen auf unserer gottgefeierten Missionsstation.

Der eigentliche Tag unserer Jubiläumsfeier wäre der 17. Dezember 1911 gewesen, weil er jedoch mitten in die heilige Adventzeit fiel, hielt es unser Hochw. P. Superior, Emanuel Hanisch, für angezeigt, die Feier auf den Sonntag nach dem Feste der heiligen drei Könige, den 7. Januar 1912, zu verlegen. Uebrigens wurde uns am genannten 17. Dezember ein reichliches Gebets-

jener braven Jungfrau in Bayern, die schon 30 Jahre frank und leidend ist, und die ihre Krankheit für uns aufgeopfert und zu den früheren Spenden für unsere kleinen Schwarzen eine neue Gabe gesandt hat. Es gibt auch in unseren Tagen noch viele treue Seelen, wahrhaft goldene Herzen, an welchen jedermann ein Beispiel nehmen kann. Christliche Opferliebe ist die Königin aller Tugenden und zugleich die Wurze des Lebens. Wahre Bruder- und Schwesternliebe hat uns auch das traurige Familienfest bereitet, von dem ich nun erzählen will.

(Schluß folgt.)

#### Kleine Missionsnachrichten.

Detting. — P. Maurus schreibt: „Mein erstes Weihnachtsfest in Hlokozi (Detting)! Ewig neues, ewig junges Weihnachten, das selbst einen grauköpfigen Mann wie mich immer wieder mit jugendlicher Freude erfüllt. Einen für mich ganz neuartigen Christbaum hielten wir hier, nämlich einen Gelbholzbaum. Und er hat sich gemacht! Nicht nur schöner als alle Christbäume, die ich bisher gesehen: es war einfach ein

idealer Christbaum. Auch eine Krippe ist hier, schöner als die meisten, die ich bisher auf den Stationen gesehen, und zu all dem die neue, hübsche Kirche. Die Weihnachtseierlichkeiten selbst verliefen in schönster Ordnung mit großer Beteiligung des Volkes. Es war ein ideales Weihnachtsfest vom denkbar herrlichsten Wetter begünstigt. —

**S. Joseph.** — Am Feste Mariä-Opferung 1911 wurde das Kirchlein „Maria Pons-Coeli“ (Maria Himmelsbrücke) feierlich eröffnet. Weil dasselbe aber bald auch als Schule benutzt werden soll, so habe ich mich des größeren Ritus der Einweihung desselben enthalten und mit einer einfachen Weiheformel begnügt. Es war ein regnerischer Tag, deshalb fand sich nicht so viel Volk ein, als sonst zu erwarten gewesen wäre. Fünfzehn Christen von St. Joseph fuhren morgens mit dem Eselwagen dorthin, um beim Gesange mitzuwirken, der auch ziemlich gut vonstatten ging. Nur eines fiel lästig — der starke Wind, der zwischen Wellblech und Mauer pfiff und den brennenden Kerzen am Altare arg zusetzte. Die gesungene Messe war mit einer der Feierlichkeit entsprechenden Predigt verbunden.

Seitdem geht unser Katechet alle Sonntage dorthin, um Katechese und Laiengottesdienst zu halten. Da M.-Pons-Coeli an der Besters-Straße liegt, ca. 12 engl. Meilen von St. Joseph und 5 Meilen von Ladysmith, so kann später, sobald mehr Katholiken vorhanden sind, der Missionar dort auch Sonntags die hl. Messe zelebrieren, indem er biniert, solange ihm ein Assistent abgeht.

Ich habe das Kirchlein der allerseligsten Jungfrau unter dem Titel: Maria-Pons-Coeli geweiht, ein Titel, den nicht ich erfunden, sondern Maria schon längst getragen hat; aber zwei Eisenbahnbrücken und eine Wegbrücke in nächster Nähe haben mich zu dieser Wahl veranlaßt.

Büte alle verehrten Leser um ein Ave, damit Maria sowohl uns wie auch allen in jener Gegend wohnenden Käffern eine Himmelsbrücke werden möge!

P. Mamuet. R. M. M.

**S. Michael.** — Am ersten Adventssonntag (3. Dezember 1911) hatten wir hier wieder eine kleine Missionfeier. Eine gute Zahl von Kindern, 15 Knaben und 23 Mädchen, durften zur ersten heiligen Kommunion hinzutreten. Sie waren mal wirklich glücklich; denn Glück und Freude spiegelte sich als Seeleneigenschaft auf ihrem Antlitz wieder. Sie hatte sich aber auch alle gut vorbereitet.

Im ganzen hatten wir in diesem Jahre (23. Juni und 3. Dezember 1911) zusammen circa 90 Erstkommunikanten. Mögen sie alle vereint mit uns vereint beim ewigen Hochzeitsmahl vor dem Lamm auf dem Throne im himmlischen Reiche ein frohes Wiedersehen feiern!

Unsere neue Mädchenschule ist nun auch glücklich unter Dach. Es gelang uns gerade noch vor dem furchtbaren Regen das Dach aufzurichten. Bis übrigens die innere Ausstattung ganz fertig ist, dürfen immer noch ein paar Monate vergehen. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

## Auf der Achrenlese beim Amakusa-Stamm.

Von Br. Gerold Heller, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Czenstochau. — Mitte Mai 1911 wurde der blinde ausländige Nonnossi krank. Er hatte sich eine Erfaltung zugezogen, hustete stark und hatte Blutspucken. Das brachte ihn noch besser, als alle Ermahnungen des Missionars zum Nachdenken; dazu gesellte sich, wie wir später hören werden, ein merkwürdiger Traum, kurz, auch dieser harte Kopf wurde weich. Nonnossi schickte einige seiner Freunde zur Missionsstation und ließ sagen, der große, weiße Baba möge, wenn er die beiden andern alten Männer, Umdumela und Njakasana, tauft, doch auch zu ihm kommen und ihn ebenfalls taufen, denn er wolle nicht ohne Gott in die Ewigkeit hinübergehen.

So sahen wir uns endlich am Ziele. Die drei Kreise wurden noch einige Zeit im christlichen Glauben unter-



Wie P. Thomas seine Schwarzen aus Bergen und Schluchten zur Katechese zusammenläßt.

richtet und auf den Empfang der heiligen Taufe vorbereitet. Da sie die ersten Täuflinge in jener Gegend waren, und jedermann die drei Almatachla kannte, sollte der Taufakt möglichst feierlich vorgenommen werden. Als Tauftag wählte man Mittwoch, den 5. Juli 1911. Weil der Hochw. P. Emanuel um jene Zeit gerade die Exerzitien in Mariannhill mitmachte, spendete der zweite Priester, der Hochw. P. Thomas Neuschwanger, die heilige Taufe in den Kraals. Ich selbst hatte schon zuvor alle Käffern der ganzen weiten Umgegend zu dem seltenen Feste eingeladen und schloß mich heute dem P. Missionär als Begleiter an. P. Thomas nahm auch noch seine Trompete mit; denn da die Leute der Maisernte wegen auf den Feldern zerstreut waren, wollte er ihnen damit — eine Glocke ist natürlich nicht da — ein Zeichen geben, wann sie kommen sollten.

Als wir in die Nähe des ersten Kraales kamen, ließen uns eiliche zwanzig Knaben im Alter von 8 bis 15 Jahren entgegen, streckten nach kaffrischer Sitte Hand und Zeigefinger in die Höhe und grüßten: „Sanibona Maroma, wir haben euch gesehen, ihr Römer!“ Die Kleineren hatten großen Respekt vor der Trompete, den so ein gelbes, blinkendes Ding hatten sie noch nie gesehen. Wer

konnte wissen, was da drin war, und wann die ganze Geschichte losging? Manche der pausbackigen Engelchen versteckten sich schon der mangelhaften Kleidung wegen hinter den größeren. Die Hirtenbuben auf den Bergen aber riefen einander zu: „Seht, da kommen die Amaroma, welche die alten Männer so gern haben. Heute sollen sie von ihnen getauft werden; kommt, lasst uns hingehen und zuschauen!“ Dabei hüpfsten und sprangen sie wie die Ziegen von den Bergen herunter uns nach. Auch viele Erwachsene schlossen sich uns an, so daß sich schließlich eine förmliche Prozession bildete.

Es war ein herrlicher Tag. Die Sonne schien, obwohl wir mitten im afrikanischen Winter waren, so warm vom wolkenlosen Himmel hernieder, daß das Thermometer um die Mittagszeit 16 Grad Reaumur im Schatten zeigte. Die ganze Natur schien zu der seltenen Feier ihr schönstes Sonntagskleid angelegt zu haben, und P. Thomas, ein Deutsch-Amerikaner, der schon weite und große Reisen gemacht hat, brach beim Anblick des herrlichen Panoramas unwillkürlich in die Worte aus: „Diese Landschaft ist doch wirklich bezaubernd schön!“

Als erster sollte Umdumela, der gute, stille Alte, mit seinen klaren, milden Kindesaugen getauft werden. Er saß schon auf seinem Lieblingsplatz vor der Hütte, wurde aber auf Anordnung des Missionärs etwa fünfzig Schritte weiter weggeführt und, da er nicht stehen konnte, auf eine Binsenmatte gesetzt. Das versammelte Volk aber mußte sich in weitem Kreise um ihn herumgruppieren, sodaß jeder Zeuge der hl. Handlung sein konnte. Es herrschte ringsum lautlose Stille; aller Augen waren auf den Priester und seinen Täufling gerichtet.

Die Zeremonie erfolgte genau mit allen Fragen und Antworten, Gebeten, Beschwörungen und Segnungen nach dem römischen Rituale. Endlich floß das heilige Taufwasser über Haupt und Stirne des Täuflings ab, und aus Umdumela war ein „Kasparr“ geworden. Der gute alte Mann konnte nicht genug Worte des Dankes finden! Er fühlte sich ganz verjüngt und pries Gott, daß er aus einem Heiden ein Kind Gottes geworden. „Nun will ich gerne sterben“, sagte er, „und hoffe einst zu ihm in den schönen Himmel zu kommen, wo es kein Leid und keine Krankheit mehr gibt, sondern nur Wonne und Freude die ganze Ewigkeit!“

P. Thomas spielte dem überglücklichen Kaspar und der entzückt lauschenden Menge auf seiner Trompete ein schönes Herz-Jesu-Lied vor, packte sodann seine Taufutensilien zusammen und verabschiedete sich von dem zufriedenen Alten. Dann ging es dem Kraale des zweiten Täuflings Njafasana, zu. Die größeren Knaben, welche die Trompete, das Zauberding, wie sie es nannten, tragen durften, sprangen voraus, während das übrige Volk, alle noch Heiden, des schmalen Fußpfades wegen im Gänsemarsch hinter uns nachtrabte.

Als wir oben auf der Bergeshöhe einmal die Pferde anhielten und zurückhauten, sahen wir, daß sich die anfängliche Prozession in eine förmliche Karawane verwandelt hatte. Denn da trugen die Kaffernweiber große Bündel Dendras auf dem Kopf, Maligopo, der flotte Bursche, der mir bei meinem ersten Besuch die Kraale gezeigt und mir so glücklich über den Umsimfulu geholfen, trieb mit schweren Maissäcken beladene Pferde vor sich her, denn er war gerade vom Felde gekommen und hatte sich dem Zuge angeschlossen. Dazwischen marschierte eine Menge Volkes, Männer mit schwarzen Kopfringen, fröhliche Burschen und Mädchen, und Weiber, die ihre

Kinder auf dem Rücken trugen. Beim Kraale des Njafasana angekommen, machte die ganze Karawane Halt, und lagerte sich im Schatten einiger großer Bäume, die im Hofe standen.

Hier, im kühlen Schatten, wurde nun auch der zweite Kreis getauft, er, der zuerst nach der heiligen Taufe verlangt hatte und am längsten unterrichtet worden war. Er erhielt den Namen „Melchior“. — Nun fehlte bloß noch ein Walther. Auch er sollte in Bälde zu finden sein; denn Nonjosi, der dritte Täufling, saß schon längst in einem nagelneuen Hemd, das er eigens für den heutigen Tag zum Präsent bekommen, vor seiner Hütte und wartete, bis man zu ihm käme.



Die kleine Anna Brunnhuber  
möchte gerne ihre gute Pathin besuchen kommen wenigstens  
im Bergischem Land.

Endlich traf die zahlreiche Prozession, die noch immer im Wachsen begriffen war, bei seinem Kraale ein. Knaben und Jünglinge kletterten auf die großen, oberhalb des Kraales herumliegenden Felsblöcke. Kleinere Mädchen wurden von Erwachsenen auf die Arme genommen, und alles reckte und streckte die Hälse, denn jedes von ihnen wollte sehen, wie der blinde und aussätzige Nonjosi getauft würde. Maligopo drängte sich derart vor, daß er beinahe dem taufenden Priester hindernd im Wege stand.

Die heilige Zeremonie begann. Es folgte das Credo und Pater noster, und alles kniete nieder: Als nun aber der Priester an den Täufling die Frage stellte: „Willst du getauft werden?“, da entgegnete dieser: „Ach, Baba, mach' doch keine solchen Geschichten! Du bist ja schon längst am Taufen, mach' doch, daß du vollends fertig wirst!“ — Der Missionär wiederholt seine Frage; Nonjosi erwidert: „Warum fragst du denn noch einmal? Du weißt es ja schon längst!“ — Man sagt ihm die Antwort vor, da ruft der Blinde mit lauter Stimme: „Yebo, Baba, ja, mein Vater, ich will getauft werden!“

Nun fließt auch ihm das Taufwasser über Haupt und Stirn, und aus dem alten Nonnoß ist ein „B a l t h a s a r“ geworden. So waren nun glücklich als Patrone alle hl. drei Könige Kaspar, Melchior und Balthasar vertreten, sie, die als die Erstlinge des Heidentumes vom fernen Osten gekommen und in Glaube und Andacht vor der Krippe des Welterösers zu Bethlehem gekniet. —

Auf Taufpate unserer drei Almäschlas aber fungierte ein gewisser P r o b u s. Er ist auch schon seine 70 Jahre alt, aber gesund und rüstig und zählt zu den eifrigsten Christen der Czentochauer Mission. Er mußte nach der Taufe herzlich lachen über die sonderbaren Antworten, die der blinde Aussähige gegeben hatte. Da er selbst aus dem Almaka-Stamme war, kannte er ihn schon längst und sagte daher zu ihm: „Mein Freund, du bist, wie ich sehe, noch immer der alte Spatzvogel, der du in deinen Jugendjahren gewesen.“ — Der Blinde aber, der ihn sofort an der Stimme erkannte, entgegnete: „Und du, der du mir, während der Umfundiss (Missionär) Wasser über mein Haupt abgoß, die Hand auf meine Schulter legtest, bist gerade so gut ein umtakati (Hexenmeister) wie er.“

„Wie? Hexenmeister sollten wir sein? Wie kommt denn du dazu, uns einen solch zweifelhaften Namen zu geben?“ — „Wie ich dazukomme? Nun da muß ich vor allem erzählen, auf welche Weise in meinen sonst so harten Kopf das Verlangen nach der heiligen Taufe kam. Es ist das eine lange Geschichte? Wollt ihr sie hören?“

„Gewiß, gewiß!“ riefen die Anwesenden wie aus einem Munde, denn eine Geschichte hört der Kaffer immer gern. Alles setzte sich nieder, und Balthasar, der Neugetaufte, erzählte nach Kaffernart unter vielen ausdrucksvoollen Gesten folgendes:

„Als ich vor 14 Tagen, von beständigem Husten geplagt, die ganze Nacht kein Auge schließen konnte, kamen mir immer die Worte des Umfundiss in den Sinn: „Warum willst du sterben ohne Taufe und ohne Gott? Warum? Wie wird es dir ergehen, wenn du als Heide hinüberkommst in die andere Welt? . . . Erst gegen Morgen, als schon die Hähne krähten, fiel ich in einen tiefen Schlaf. Dabei hatte ich einen gar merkwürdigen Traum, der mich beim Erwachen so beängstigte, daß ich sofort zu den Amaroma schickte, daß sie kämen, mich zu tauften. Jetzt aber, da ich getauft bin, will ich jedermann meinen Traum erzählen.“

(Fortsetzung folgt.)

### Eine Rundreise in Südafrika.

Von Br. Maurus, R. M. M.

Über drei Jahre war ich schon im Mutterhause Mariannahill als Koch beschäftigt gewesen, als plötzlich am 28. September 1910 die Order kam, ich solle am nächsten Tag nach Detting, einer unserer Missionsstationen, gehen. Die Kunde traf mich wie ein Blitz aus heiterm Himmel, denn ich hatte nicht im mindesten an einer Versehung gedacht. Doch wozu ein langes Besinnen oder Zögern? Das einzige Wörtchen „Gehorsam“ sagt dem Ordensmann alles.

Ich schnürte also meinen Bündel, und das war bald geschehen. Im übrigen brauchte ich für nichts zu sorgen, nicht einmal für Reisegeld und Fahrkarte; das alles konnte ich meinen vielerfahrenen Brüdern überlassen. Dennoch überschlich mich während der Nacht eine gewisse Unruhe. Ich sollte auf eine mir gänzlich unbekannte

Missionsstation; welches Klima werde ich da finden? Werde ich den Anforderungen, die man dort an mich stellen wird, gewachsen sein? Solche und ähnliche Gedanken kamen oft und verscheuchten mir den ruhigen Schlaf, bis ich sie endlich alle mit dem bekannten Sprüchlein vertrieb, das ich schon als Kind in der Schule gelernt hatte:

„Was wolltest du so ängstlich sorgen?  
Gott sorgt für heut' und sorgt für morgen!“

Am nächsten Morgen sollte mich ein Bruder wecken, doch es war nicht nötig. Um 3 Uhr war ich schon auf den Füßen und ein kleines Stündchen darauf fuhr ich mit Bruder Majol, unserm trefflichen Kutscher und Bruder Ludger, meinem Reisegenossen, der als Maler die neue Kirche in Detting dekorieren sollte, zur Klosterpforte hinaus. Es war Nacht; dennoch warf ich einen letzten Blick auf das Kloster zurück. Mariannahill war mir eben zur lieben trauten Heimat geworden, und es ging mir daher wie einem Kind, das zum erstenmale die Heimat verläßt und auch mit Sehnsucht und Liebe nochmals zum geliebten Vaterhause zurückblickt. Der Gnaden und Wohlstaten, die man in einem wohldisziplinierten Kloster an Leib und Seele genießt, sind gar viele und manigfache, und ich hatte daher auf der stillen Fahrt von Mariannahill nach Pinetown, unserer nächsten Bahnstation, Stoff genug zu einer ernsten Morgenbeobachtung und zu innigem Dank gegen Gott, der mich nach mancherlei Prüfungen in der Welt, hieher ins Kloster und in die schöne, südafrikanische Mission geführt. —

Auf dem Bahnhof in Pinetown ging es noch still und ruhig her. Es war auch erst halb fünf Uhr morgens, und der Engländer ist kein Freund vom Frühauftreten. Heute am Feste des heiligen Erzengels Michael war für ihn obendrein „holy-day“, weltlicher Feiertag, und somit hatte es bei ihm schon gar keine Eile. Die Fahrt von Pinetown bis Eastcoast-Junction, wo wir umsteigen mußten, ist an sich sehr schön, denn sie führt durch eine hochromantische Landschaft, die rechts und links wie ein einziger großer Garten mit Orangen und Mangobäumen, Bananen und Ananas, Bambus, Oleandern, Cypressen und andern Bäumen, Biersträuchern und Tropenfrüchten geschmückt ist, doch an jenem Morgen war die Sonne noch nicht aufgegangen, und somit war alles nur in schwachen, dunkeln Umrissen sichtbar. Anders gestaltete sich das Panorama, als wir gegen sechs Uhr in die von Durban nach Port Shepstone führende Zweigbahn einlenkten, denn nun kam die Sonne in voller südländischer Pracht hervor und färbte mit ihrem Purpurglanze den Indischen Ozean und das farbenprächtige Gelände, das sich an seinem Gestade in bunter Abwechslung dahinzieht.

Die einzig-schöne Tour von Durban nach Port Shepstone, die fast beständig dem Ufer des Indischen Ozeans entlang führt, wurde schon oft geschildert und zwar von gewandteren Federn, als der eines gewöhnlichen Laienbruders, doch die beste Schilderung bleibt hinter der Wirklichkeit zurück. Es gibt Dinge, die sich schwer beschreiben lassen; man muß sie einfach sehen. So auch hier. Da geht es bald durch dichten afrikanischen Urwald, bald durch wohlgepflegte Wiesen und Felder; hier kommt eine Brücke, eine Villa, dort ein Farmerhaus, eine Reihe von Kaffernstraßen, dann ein schmuckes, englisches Städtchen usw. Oft mündet ein Bach, ein größerer Wasserlauf, nicht selten ein breiter, ansehnlicher Küstenfluß in den brandenden Ozean, dessen

ungeheure Wasserfläche sich unübersehbar groß bis zum fernern Horizont ausdehnt. O wie mußte ich da Gottes Allmacht, Weisheit und Güte bewundern, die für uns Menschen alles so schön und herrlich eingerichtet!

hier benützten wir die nach Donnybrook und der Kapelinie führende Kleinbahn, die sich von der Küste aus in ganz unglaublichen Steigungen von einem Felsenplateau zum andern emporarbeitet. Wir kamen an

Etwa eine Stunde vor der Bahnhofstation Esperanza beginnen die bekannten Zuckerrohr-Anlagen, die sich über ein Gebiet von vielen englischen Meilen erstrecken. Diese Pflanzungen steigen von der Talsohle bis zur Spize der umliegenden Hügel empor, und werden von den aus Indien importierten Kulis gepflegt. Es sind das intelligente, sehr regsame Leute, die sich in kurzer Zeit ein hübsches Sämmchen Geld zu ersparen wissen. Ihre Wohnungen sind meist elende Lehmhütten, viel schlechter als ein Fernkraal gebaut, und die zahlreichen braunen Kinder laufen ungewaschen mit langen, struppigen Haaren herum, daß man sie für Zigeuner halten könnte; um so sauberer und wohlgepflegter dagegen sind ihre Gärten und Felder. Den ödesten Berg und den größten Sumpf wissen sie zum blühenden Garten umzugestalten, und dulden darin nicht das geringste Unkraut. Der Religion nach sind sie noch meistens Heiden. Sie nähern sich dem Christentum nur schwer, haben sie es aber einmal angenommen, dann zeigen sie sich in der Erfüllung ihrer Pflichten ungemein treu und gewissenhaft.

Als wir hier durchfuhren, war gerade Erntezzeit. Die Blätter an den langen Zuckerrohr-Stengeln wurden abgestreift, das Rohr selbst in Bündel gebunden und mit vieler Mühe von der Höhe ins Tal herabgeholzt. Hier standen Rollwagen, wo die Bündel aufgeladen und auf schmalspurigen Schienengleisen nach der großen Fabrik geschafft wurden, um hier weiter bearbeitet und als Zucker auf den Weltmarkt geworfen zu werden. Natalzucker soll eine sehr gesuchte Ware bilden.

Gegen 11 Uhr kamen wir in Esperanza an. Von



Hauptstraße in Durban, der Hafenstadt von Natal.

unseren Missionen „Himmelberg“ und „St. Michael“ vorbei; jede derselben besitzt eine Haltestelle gleichen Namens, doch hatten wir keine Zeit, einen Abstecher dorthin zu machen.

Auf der Station „Jolivet“ hieß es aussteigen und den noch rückständigen Weg nach Detting zu Pferd

machen. Ein Kaffernjunge mit zwei munteren Rößlein, einem Brauen und einem Rotchimmel, erwartete uns schon bei der Bahnstation. Ich wählte mir den Brauen aus und stieg auf; Bruder Ludger nahm den Schimmel; der Kaffernjunge aber ging nebenher zu Fuß. Er brauchte keine Furcht zu hegeln, daß er etwa nicht gleichen Schritt zu halten vermöge; denn wir waren beide Neulinge in der edlen Reitkunst. Der Weg war steil und schlecht; oft führten die rauhen, steinigen Fußpfade an jähren Abgründen vorüber, sodass wir genötigt waren,

Wattelbäumen und sonstigen Anlagen still und friedlich am Fuße des gewaltigen Inhlokozi-Berges liegen. Wir brauchten jedoch volle drei Stunden, bis wir am Ziele waren, und ich fühlte mich wie gerädert, als ich steif und müde von meinem Rößlein stieg. Heißt's doch nicht umsonst im Sprichwort: „Wenn man eine Reise tut, so kann man 'was erzählen.“

Unser erster Gang galt dem lieben Heiland im Tabernakel. Das Kirchlein ist recht hübsch im Bau, doch an der vollen Einrichtung fehlt noch viel. Bruder Ludger machte gleich Pläne, wie er wenigstens die kahlen Wände mit passenden Zeichnungen versehen könne. Dann gingen wir zum Pater Superior und holten uns den Reiseegen, begrüßten die brauen Brüder, boten auch den munteren Kaffernkindern, die wie alte Bekannte nahten, die Hand, und fühlten uns vom ersten Augenblicke an wie zu Hause. Was ist es doch Schönes um die brüderliche Nächstenliebe; im Nu macht sie uns die Fremde zum trauten, willkommenen Heim! —

(Fortsetzung folgt.)



Br. Martin Heinlein, R. M. M.

besorgt seit Jahren die Einkäufe des Klosters in Durban.  
(Sein leiblicher Bruder (Br. Hugo) und seine Schwester (Schw. Servatia) sind ebenfalls seit Jahren in der Mariannhiller Mission tätig.)

abzusteigen und das Rößlein hübsch langsam hinter uns d'reinzuziehen. Ein anderesmal ging es wieder durch Bäche und Pfützen, einmal auch durch ein kleines, tückisches Flüsschen. Der Kaffer dagegen ist ein ausgezeichneter Fußgänger, und läuft, wenn es sein muß, jeden Gaul zu Schanden. Unser Junge trug überdies unser Gepäck, schritt aber dennoch mutter voran, und zeigte von einer Anstrengung oder gar einer Ermüdung keine Spur.

Schon von Ferne sahen wir Detting mit seiner neuen Kirche und dem gefälligen Turme in einem Kranze von

Wattelbäumen und sonstigen Anlagen still und friedlich am Fuße des gewaltigen Inhlokozi-Berges liegen. Wir brauchten jedoch volle drei Stunden, bis wir am Ziele waren, und ich fühlte mich wie gerädert, als ich steif und müde von meinem Rößlein stieg. Heißt's doch nicht umsonst im Sprichwort: „Wenn man eine Reise tut, so kann man 'was erzählen.“

Unser erster Gang galt dem lieben Heiland im Tabernakel. Das Kirchlein ist recht hübsch im Bau, doch an der vollen Einrichtung fehlt noch viel. Bruder Ludger machte gleich Pläne, wie er wenigstens die kahlen Wände mit passenden Zeichnungen versehen könne. Dann gingen wir zum Pater Superior und holten uns den Reiseegen, begrüßten die brauen Brüder, boten auch den munteren Kaffernkindern, die wie alte Bekannte nahten, die Hand, und fühlten uns vom ersten Augenblicke an wie zu Hause. Was ist es doch Schönes um die brüderliche Nächstenliebe; im Nu macht sie uns die Fremde zum trauten, willkommenen Heim! —

(Fortsetzung folgt.)

St. Bernard. — Am untern Umkomasifluß haben sich einige schwarze Christen angesiedelt. Nur selten im Jahr, etwa an den höchsten Festtagen, konnten sie dem katholischen Gottesdienst beiwohnen, denn sowohl Mariannhill, wie Marizburg und St. Michael sind viel zu weit davon entfernt.

Als nun „St. Bernard“ ins Leben trat und ich mich da niederließ, waren bald auch jene Christen da; denn „St. Bernard“ liegt ihnen, obichon sie auch hieher einen Weg von 20—25 engl. Meilen haben, immer noch am nächsten. Kinder, Greise, Kränkliche und Schwache können allerdings diesen Weg nicht machen. Daher haben mich jene Leute, ich möchte zeitweilig zu ihnen kommen, um dort Katechese und Gottesdienst zu halten.

Nun führt aber kein ordentlicher Weg dorthin; benutzt man ein Pferd, so muß man all' Augenblick absteigen, zu Fuß den ganzen Weg zu machen, an Ort und Stelle Gottesdienst zu halten und dann wieder nach Hause gehen, ist unmöglich. Dori zu übernachten, hat auch seine Haken. Denn in einer Kaffernhütte gäbts weder eine Bettstelle noch einen Strohsack, da ist keine Lampe, um nachts das Brevier zu beten, da findet man weder Stuhl noch Bank, weder Fenster noch Türe, nicht einmal einen Nagel, um seinen Überrock daran zu hängen; von Löffel, Gabel und Teller will ich gar nicht reden. Zum Essen und Trinken gäb's wohl Kafferbier und geröstete Maiskörner, und als Ehrengabe bietet man einem schließlich auch Tabak an. Allein ich schnupfe nicht und trinke auch kein Kafferbier; Maiskörner aber kann mein Magen nicht ertragen . . . Ich schlug also den Leuten vor, sie sollten vorerst dem lieben Heiland ein bescheidenes Kirchlein bauen und daneben ein Stübchen für den Priester. Dann würde ich zu ihnen kommen, dortselbst übernachten, und Katechese, Gottesdienst und so weiter halten.

„Einverstanden!“ riefen die Männer begeistert aus, „doch wir haben kein Bauholz, im Urwald an der Küste wächst nur niedriges Brennholz; hilf uns also aus mit Bausärgen aus deinem Wald! Wir werden unsere großen Mädchen schicken, daß sie es auf ihren Köpfen herüberholen.“

„Gut,“ sagte ich, „Bauholz könnt ihr haben,“ dachte aber im Traume nicht daran, daß es ihnen mit ihrem Unsinne Ernst sei. Wer wird denn Bauholz 25 englische Meilen weit in der asirianischen Sonne über Berg und Tal schleppen können!“ —

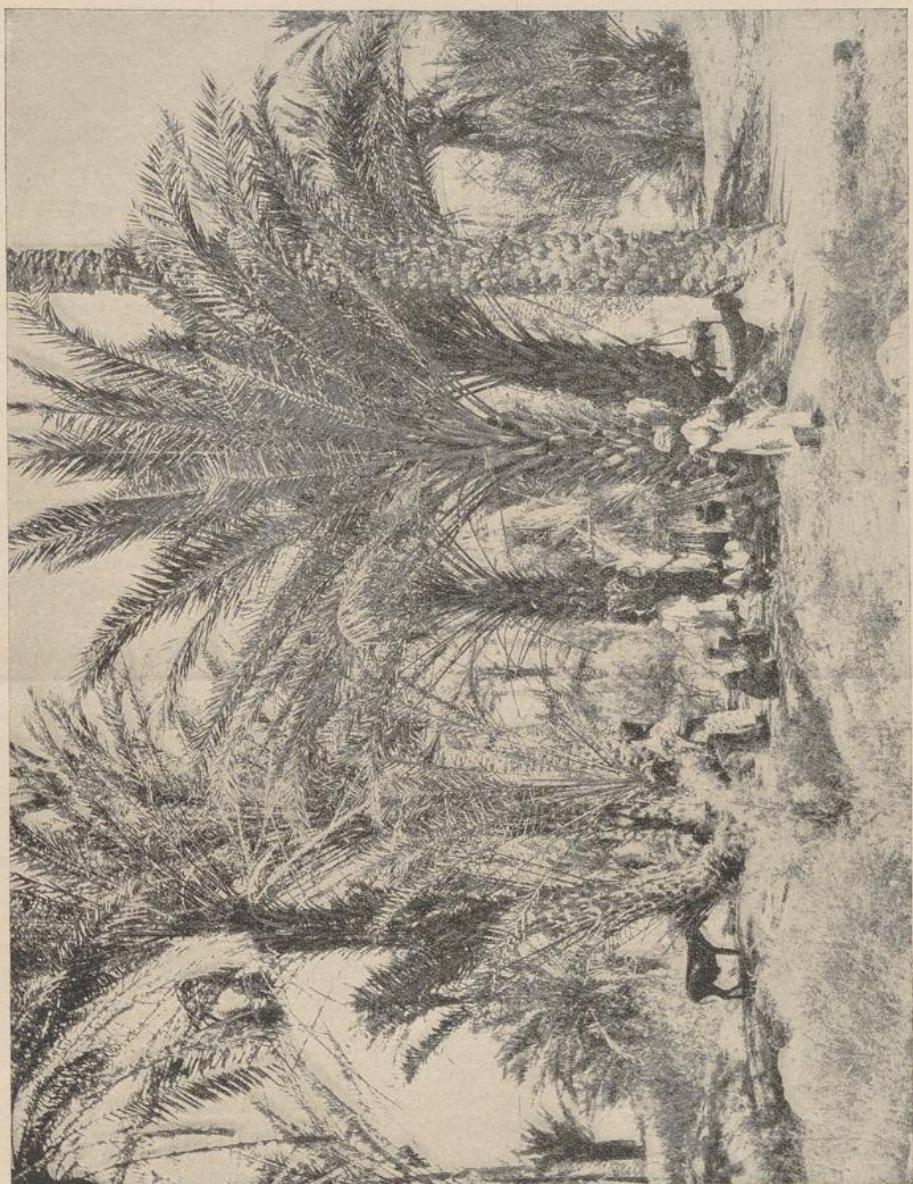
Doch siehe, eines schönen Tages kommt ein Trupp von 10 Mädchen und 5 Burschen nach „St. Bernard“, um die versprochenen Pfähle und Bausärgen zu holen. Ich traute meinen Augen kaum und konnte nicht genug staunen über den Opfermut dieser Schwarzen! Wahrlieb, wie mancher im katholischen Glauben geborener und erzogener Europäer könnte an diesen schwarzen Neubekhrten und Katechumenen ein Beispiel nehmen. Gott segne das brave Völkchen! Der zukünftige Missionsplatz soll „Engelberg“ heißen, und die Kapelle will ich dem hl. Joseph und dem seligen Canisius weihen. Hat niemand ein Scherlein dafür übrig?

### Ein origineller, dazu höchst billiger Straßenbau.

Bon Br. Flavian, R. M. M.

Triashill. — Ein ganzes Jahr hindurch (1909 bis 1910) ging ich wöchentlich einmal, gewöhnlich am Freitag, von „St. Barbara“ nach Triashill, um mich über Sonntag geistlich zu stärken für die kommende Woche. Diese wöchentliche Reise hat mich oft ermüdet. Die

Wege sind schlecht, ja es sind keine Wege, sondern nur schmale Pfade und nichts als lauter Steine. Dazu im Sommer das viele Gras, das hierzulande üppig wächst und beim Gehen hindert. Endlich der Regen, der das



In einer Oase in Ägypten.

Gras niederschlägt und den Pfad nicht mehr erkennen läßt.

Bis ich von „St. Barbara“ nach Triashill kam (oder umgekehrt) — es sind 10 englische Meilen — war ich oft bis auf die Haut naß. Wie nach einer solchen Wallfahrt der arme Habit ausjäh, kann man sich denken, ist doch das Gras stellenweise über mannshoch, und ich selbst leider so klein, daß ich kaum über dasselbe hinausgehe.

Nun befaßte ich mich mit dem großen Gedanken, eine Fahrstraße anzulegen. Ich durchkreuzte einigemale in verschiedenen Richtungen die zehn Meilen, um her-

auszuflügen, wo die Straße gebaut werden könnte, und gelangte endlich zu einem befriedigenden Resultat. Natürlich unterließ ich es auch nicht, meine Mitbrüder in Triashill zu fragen, ebenso auch den hochw. P. Superior, der jede Woche nach „St. Barbara“ kam.

Es war bloß die Frage, woher die Leute und die Mittel nehmen? Gott wird schon helfen, dachte ich mir, also auf ihn vertrauen! Und richtig, nachdem ich früher ein paar Artikel fürs Vergizmeinnicht geschrieben hatte, hat der liebe Gott einige edle Herzen in Europa erweckt und mir zwei Kisten mit Kleidern und Weihnachtsgeschenken im vorigen Jahre zugeschickt. Diese reiche Be- sicherung war wegen Verspätung erst im Monat April 1911 hier eingetroffen.

So hatte ich jetzt die gewünschten Mittel an der Hand, und mein Plan war gefaßt: die Kinder sollen mir die Straße bauen helfen und für ihre Arbeit mit den Schätzen der Weihnachtssäcken, besonders den Kleidern, entlohnt werden. Ende Mai an einem schönen Tage kam unser hochw. P. Superior seiner Gewohnheit gemäß nach „St. Barbara“ herunter und ich zeigte ihm die Strecke da und dort, wohin die Straße gebaut werden sollte, und er sprach das erlösende Wort: „Gut, fangen Sie an!“ Und ich fing an.

Es war anfangs Juni, an einem Montag, da hatte ich alle Schulkinder versammelt, 180 an der Zahl. Ich erklärte ihnen in kurzen Worten mein Vorhaben, „Die schönen Sachen, die in den Kisten angekommen, sollt ihr haben, wenn auch ihr mir helfen wollt, und wer „Ja“ sagen will, hebe den Finger empor.“ Ich hielt genaue Umschau, und siehe da: die volle Zahl von 180 rechten Zeigefingern baumelte in der Luft. — „Gut“, sagte ich, „morgen fangen wir an, bringt eure Haken mit“. — War das eine Freude für die Kinder! Denn so manche von ihnen ließen noch beinahe im Adamskostüm umher. Da gab es eine große Unterredung unter den Kindern, und ich selbst wurde von allen Seiten mit Fragen bestürmt. So hieß es z. B.: „wieviel Tage muß ich arbeiten für ein Hemd, eine Hose, eine Jacke u. s. f.?“ — Antwort: „8—10 Tage.“ — „Ja, ich will kommen.“ schreit ein kleiner Knirps, „und ich, und ich auch.“ rufen sie alle wie aus einem Munde. Die armen Kinder konnten sicher gar nicht schlafen vor lauter Freude, daß ihnen Gelegenheit geboten war, sich etwas zu verdienen. Am zweiten Tage kamen alle mit ihren Haken daher und hatten auch etwas Essen mitgebracht, gewöhnlich ein Stück braunen, steifen Porridge mit etwas murimo, einer Zuspeise, entweder eine Art Raupen, die sie im Sommer auf den Bäumen sammeln und trocknen, oder Schwämme, Erdnüssen u. dgl.

Gewöhnlich essen hier die Leute nur zweimal, vormittags um 9 oder 10 Uhr, und nachmittags um 3 Uhr. Wenn die Kinder in der Frühe zur Schule kommen, sind sie nüchtern und hungrig, wenn sie nicht gerade etwas finden, um ihren Hunger zu stillen. Ihre Mahlzeit erhalten sie erst nach der Rückkehr aus der Schule. Jetzt aber an den kommenden Arbeitstagen mußten die Kinder ihr Essen mitbringen, oder es wurde ihnen vom Kraal zugeschickt.

Bis Mittag wurde Schule gehalten, und etwa um 1 Uhr begaben wir uns an die Arbeit. Ich hatte weiße Fähnchen ausgesteckt, um die Strecke der neuen Straße kennbar zu machen. Die Kinder stellten sich in Reihen auf, zuerst die größeren und stärkeren, dann die kleineren auf der unteren Seite. Dann gings los und bei der Arbeit wurde gesungen. An 200 Kinder fanden sich jeden Tag ein. Dazu kamen noch andere, die nicht zur

Schule gehörten, sich aber auch ein Kleidchen verdienen wollten. Die Größeren holten die auf dem Pfad liegenden Steine heraus und machten die Strecke eben.

Nachmittags 3 Uhr gab ich das Zeichen zur Mahlzeit und halbstündigen Arbeitspause. Oft habe ich mich erbaut, wie die Kinder mit so wenig Essen zufrieden und fröhlicher Dinge sind. Sie brachten daselbe in kleinen Körbchen mit oder hatten es in breiten Blättern eingewickelt. Bei der Mahlzeit sondern sich die Kinder nach ihren Kraalen ab. Jeder Kraal sitzt getrennt, meist 10, 15 bis 20 beisammen; dabei nimmt jedes Kind dreimal bis viermal von dem braunen Porridge. Natürlich von Messer, Löffel oder Teller keine Rede. Die Essenszeit dauert nicht länger als 7—8 Minuten, und dann ist alles fertig. Fröhlich geht es dann wieder an die Arbeit. Um 6 Uhr wurde Feierabend gemacht. Nachdem einige ihre acht Tage fertig hatten, erhielten sie ihren vollen Lohn: Hemd oder Hose oder Jacke, je nachdem. Etliche aus ihnen meldeten sich gleich wieder zur Arbeit, um noch ein Stück Kleid zu verdienen.

So wurde die Straße von „St. Barbara“ nach Triashill hergestellt. Die ganze Arbeit hatte vier Wochen gedauert. Ich hatte sie mit meinen Kindern geleistet und mit den Mitteln, die durch Gottes Borsehung edle Wohltäter mir gespendet. Jetzt aber waren die Kräfte meiner kleinen und auch meine Mittel erschöpft. Die Kinder nämlich waren jeden Morgen (wohl auch ich) in der Schule angestrengt und mußten jeden Tag den Weg von der Schule bis zum Arbeitsplatz machen.

Es blieb noch eine kurze Strecke von etwa 20 Minuten vom Flusse bis zur Station. Um auch sie fertig zu stellen, beauftragte mich R. P. Adalbero, die Kinder von Triashill auf seine eigenen Kosten an die Arbeit zu stellen. So kam ich jeden Tag nach meiner Schule in „St. Barbara“ zur Stelle, wo auch die Kinder sich pünktlich einfanden. Die Arbeit dauerte noch vier halbe Tage. Ein letztes Stück übernahm Br. Leopold mit seinen Burschen zur Bearbeitung. Die Erfahrung zeigt, daß wir mit den Kräften unserer Kinder und den Missionaren unserer Wohltäter in der Mission vieles leisten können, und zwar leicht, sicher und gut.

### Die Erbarmungen des Herrn will ich ewig besingen.

Vom hochw. P. Erasmus Höner, R. M. M.  
(Vorherzung.)

St. Michael. — Eines Tages — es war im September 1908 — kam gegen Abend eine schon in den sechziger Jahren stehende Kaffernfrau hier an. Sie hieß Nomafamba, war krank und so müde und erschöpft, daß sie sich kaum mehr auf den Füßen halten konnte und immer wieder niedersitzen mußte.

Auf die Frage, woher sie komme, und was sie hier wolle, brachte sie mühsam hervor, sie sei von Pambanoni, habe schwere Wunden am Leibe, sei schon lange krank und bitte, hier bleiben zu dürfen.

Im allgemeinen werden bei den Zulus die Kranken gut gepflegt. Man schafft ihnen, soweit es die ärmlichen Verhältnisse eben erlauben, mancherlei Erleichterung, und wenn es dem Ende zugeht, versammelt sich die ganze Verwandtschaft um die Lagerstätte des Sterbenden. Dabei wird getrunken, geschwätzt und gesärmst, als handle es sich um die gleichgültigste Sache von der Welt. Wie es dabei dem armen Sterbenden zu Mute

sein mag, weiß der liebe Gott. Wahre Nächstenliebe findet man im Christentum allein.

So hatte auch Nomakamba anfangs bei ihren heidnischen Angehörigen schon eine gewisse Pflege gefunden. Als aber die Krankheit länger dauerter, und sie zu keiner Arbeit mehr fähig war, wurde man ihrer bald überdrüssig. Man gab ihr zwar noch zu essen und reichte ihr etwas Medizin, sonst aber war sie auf sich allein angewiesen.

Da kam ihr in ihrem Elend der Gedanke, zu den Alm-Roma (der katholischen Missionsstation) zu gehen, denn sie hatte schon oft gehört, mit welcher Liebe man sich dort der Kinder, der Kranken und Armen annehme. Als eines Tages Albert, unser schwarzer Katechet, dort vorüberkam, trug sie ihm ihr Anliegen vor. Er machte hier von der Sache Meldung, und man ließ Nomakamba sagen, man werde dafür sorgen, daß sie zur Missionsstation gebracht würde.

Jedenfalls wurden der armen Kranken die paar Tage zu lang; sie kam selbst. Doch welche Opfer hatte sie dabei zu bringen! Sie hatte, wie gesagt, schwere Wunden am Leib, namentlich auch an den Füßen. Dennoch ging, oder besser gesagt, kroch sie von Hause fort und machte sich auf den Weg nach "St. Michael". Ein Gesunder macht die betreffende Strecke allerdings in drei kleinen Stunden, sie aber brauchte volle drei Tage; denn sie mußte alle Augenblicke wieder niedersitzen und rasten. Oft kroch sie auf allen Vieren über die vielen rauen und steilen Hügel, dreimal bis viermal ging es auch durch's Wasser; doch sie gab den Mut nicht auf und kroch und rutschte immer wieder ein Stückchen weiter. Wo sie zur Nachtszeit weilte, habe ich gar nicht erfahren. Weiß nicht, wie es kam, daß ihr niemand der Unfrigen auf diesem Leidensweg begegnete; jedenfalls lag es auch im Plane der göttlichen Vorsehung.

Natürlich nahmen wir das arme Großmutterlein sofort in Gnaden auf. Sie wurde von den Schwestern in dasselbe Zimmer gebracht, in dem schon die brave Regina, von der wir in einer früheren Nummer des Vergizmeinnicht erzählten, lag. O sie war so dankbar

für das bescheidene Plätzchen, das man ihr gab! Raum war sie etwas zu Atem gekommen, da hat sie schon um die heilige Taufe. „Gewiß, Großmutterchen, du sollst getauft werden“, hieß es, „vorher aber muß man dich



Madonna mit dem Jesukinde, von Bernatz.

Haage, Leipzig-Neudnig, Kohlgartenstraße 14.

noch etwas im christlichen Glauben unterrichten.“ Das leuchtete ihr ein.

Eine Schwestern begann sofort mit dem Unterricht und wurde dabei zeitweilig von einem größeren Schulmädchen unterstützt, die Krankenschwester aber suchte ihr

leibliche Linderung zu schaffen. Sie begann ihre Kur, erkannte aber bald, daß von einer Heilung keine Rede mehr sein könne. Einige Wunden heilten zwar etwas zu, doch das Gesamtbesindn verhörmerte sich zu sehends. Nach wenigen Wochen war schon das Ende nahe. Nun war es Zeit, ihren Wunsch zu erfüllen. Nomakamba wurde getauft und erhielt dabei den Namen „Josepha“. Kurz darauf, am 29. September 1910, führte sie der heilige Erzengel Michael, der Patron unserer Missionsstation, hinüber ins Land der Lebendigen. Hier kann Josepha, die im unbefleckten Ge-

nicht sterben, sie müsse warten, bis der Baba (Missionar) zurückkomme, sie habe ihm etwas zu sagen.

Natürlich ging ich sogleich hin. Ich fand sie zum Skelette abgemagert und mit dem Todesstempel auf der Stirne, dennoch umspielte, als sie mich erblickte, ein Lächeln ihre Lippen. Sie hieß alle hinausgehen, um einige Minuten mit dem Priester allein zu sein.

Als hierauf alle wieder hereinkamen, sagte sie: „Baba, bleibe hier an meiner Seite, und du, Rudolf, komme da her! Rudolf, der liebe Gott hat uns vor 2½ Jahren am Altare durch das heilige Sakrament der Ehe miteinander verbunden. Jetzt löst er das Band wieder, indem er mich zu sich ruft. Sein Wille geschehe, ich gehe gern, ich gehe in den Himmel. Rudolf, verleugne deinen heiligen Glauben nie, sondern bleibe ihm treu! Sorge auch für unser Kind! Jetzt muß ich sterben, ich gehe in den Himmel! Lebe wohl!“

Rudolf verspricht tief ergriffen alles; sie aber legt sich nieder und stirbt. — Am Sonntag darauf war die Beerdigung mit einem Leichenzug so groß und schön, wie man hier selten einen gesehen.

### Meine jüngsten Reiseerlebnisse.

Vom Hochw. P. Adalbero Fleischer, R. M. M.

(Schluß.)

Vom Umtali aus hatte ich noch etwa 20 Stunden mit der Bahn zu fahren nach Beira, der portugiesischen Hafenstadt. Dort ist alles in Sand gebettet. Kleine Rollwälzchen fahren auf mehreren nebeneinander herlaufenden Gleisen, von schwarzen Burichen geschoben, durch die Straßen hin und her. Wohl vor jedem Haus steht dieses Möbel bereit zur Benutzung. Selbst den letzten Gang zum Kirchhof macht hier einer auf dem Rollwälzchen. Ich begegne einmal einem Leichenzug, erblicke im 1. Wälzchen den Priester in seinem Gewande, im 2. folgenden den Sarg mit dem Toten.

Von Beira gelangte ich mit dem Schiffe nach Lourenco Marques, dem besten Hafen von Südafrika seiner natürlichen Lage nach. Wie kürzlich der Herz-Jesu-Sendbote berichtete, wohnen dort 10 000 Katholiken. Ich kam am Maria-Himmelfahrtstage nachmittag hin, wollte die katholische Kirche besuchen, fand sie aber geschlossen. Am andern Morgen in der Frühe kam ich wieder, mit Talar und Birett unter dem Arme, wie uns vorgeschrieben, um die heilige Messe zu lesen. Aber die Sache ging nicht so glatt. Nicht weniger als zwei strenge portugiesische Schutzmänner hielten mich an und wollten wissen, was ich unter dem Arme trage. Tags zuvor konnte ich trotz aller Versuche von keinem erfahren, wo die katholische Kirche sei. In der Kirche selbst waren außer meiner heiligen Messe noch drei andere. Den Ministranten brachte ich mit meinem Birett in keine geringe Verlegenheit; er wußte gar nicht, was er mit dem Dinge anfangen sollte. Es war ein schwarzer Junge und hatte wohl noch nie ein Birett abgenommen. Während der vier heiligen Messen kam kein Tausend Leute in die Kirche, im ganzen 2 kommunizierten. Dabei soll dies die einzige Kirche in der ganzen Stadt sein, mit 10 000 Katholiken! — Schade, daß diese Missionäre sich mit so undankbaren Weizen abgeben. Wie verlangen unsere armen Schwazzen nach Priestern und wie würden sie die Kirchen ausfüllen, wenn sie nur welche hätten!

Eben auf dieser meiner Reise traf ich in Umtali im Hause des katholischen Priesters einen unserer schwarzen



Originalzeichnung von H. Bertle.

wände der Taufunschuld vor den Richterstuhl Gottes treten konnte, die Erbarmungen des Herrn lobingen in Ewigkeit.

Wer von unsren Lesern betet ein andächtiges „Ave Maria“ um eine glückselige Sterbestunde für recht viele Heiden und Christen und auch für den armen Schreiber?

### „Ich muß dem Vater noch etwas sagen!“

St. Michael. — Mitte September 1911 kam ich vom Generalkapitel, das in Mariannhill stattgefunden, zurück. Auf der Bahnstation erwartete mich schon Rudolf, der Mann der todkranken Rosa. Ich möchte gleich zur Kranken gehen, sagte er, sie habe mir noch etwas zu sagen, ehe sie sterbe.

Die arme Rosa! Sie hatte viele Jahre auf unserer Missionsstation verweilt, war immer ein braves Mädchen und später eine gute, christliche Frau gewesen, und nun lag sie infolge verkehrter Behandlung am Sterben. Sie hatte schon die heiligen Sterbsakramente empfangen, und seit mehr als einer Woche erwartete man Stunde um Stunde ihre Auflösung, allein sie sagte, sie könne



Himmelfahrt Christi, von Colletti.  
Hage, Leipzig-Neudnitz, Kohlgartenstraße 14.

Burschen, der zur Arbeit hiehergekommen war. Der gute Priester dort spricht zwar nicht die Eingeborenen-Sprache, erlaubt aber doch den schwarzen katholischen Burschen mehrmals in der Woche des Abends zu ihm zu kommen, um dort miteinander zu lernen oder sich zu unterhalten. Als nun der schwarze Bursche mich erblickte, war er vor Freude wie außer sich und drückte mir heftig und lange die Hand und sagte mir nur immer wieder, wie glücklich er sei, daß ich gekommen; er habe so großen Kummer, möchte so gerne kommunizieren, aber der hiesige Priester könne ihn nicht Beicht hören, da er seine Sprache nicht verstehe. Er beichtete noch am Abend und

fam dann am nächsten Morgen vor seiner Arbeit zur heiligen Messe und Kommunion und ebenso den übernächsten Morgen, wo ich noch dort war. Das waren auch 2 heilige Kommunionen! O wie habe ich mich damals gefreut, daß ich Missionär der Schwarzen bin! Wie anständig und fleißig empfangen unsere jungen Christen in Triashill die heilige Kommunion, kommen mehr denn 2 Stunden weit her, bleiben nüchtern bis spät in den Nachmittag hinein, bis sie wieder zu Hause anlangen! Das tun alle Sonntage wohl viele, viele! Möge doch Mariannahill stets seinem Prinzipie treu bleiben, nämlich in erster Linie Schwarzen-Seelsorge zu treiben. Gewiß

jollen und dürfen auch die Weißen nicht vernachlässigt werden, aber wenn sie Priester und Kirche und Sakamente so wenig brauchen, wie die in Lourenco Marques, dann ist es doch schade, wenn die Priester nicht den Staub von ihren Füßen schütteln und zu andern gehen, zu denen, die draußen am Baum und in den Hohlwegen, in der Wildnis und Finsternis des Heidentums noch sitzen. Der Herr selber ist es, der seinen Aposteln solches Vorgehen einschärft in dem Gleichnis von der Einladung zum großen Abendmahl. Ja, wie würden die Heiden bei uns in Rhodesia kommen in Massen und immer wieder kommen, wären nur Priester da und würden ihnen den heiligen Tisch des Herrn decken und das große Abendmahl des allerheiligsten Sakramentes vorziehen!

### Wer verhilft uns zu einer Nähmaschine?

Triashill. — Es ist nun schon anderthalb Jahre her, daß wir Schwestern in der hiesigen Mission unsren Einzug hielten. Wir fanden eine Menge schwarzer Katechumenen und Schulkinder vor, und ihre Zahl ist seitdem noch bedeutend gestiegen. Speziell der Zudrang an Mädchen ist oft so groß, daß ich manchmal fast ausrufen möchte: „Herr, halt' ein mit deinem Segen!“ Denn wo sollen wir bei unjeren beschränkten Wohnungsverhältnissen all die vielen Kinder unterbringen und womit sollen wir sie nähren bei der großen allgemeinen Teuerung und Hungersnot?

Anderseits bringen wir es auch nicht über's Herz, diese jungen Mädchen, die um Aufnahme bittend an unserer Türe anklopfen, abzuweisen. Mit dem Unterricht allein ist ihnen nicht geholfen, sie müssen vielmehr längere Zeit bei uns bleiben, um praktisch in ein religiös-christliches Leben eingeführt zu werden. Sie brauchen ferner Schutz gegen die Gefahren des heidnischen Kraallebens, Schutz gegen gewaltsame Verheiratung mit rohen Heiden, sowie Anleitung zu den verschiedenen weiblichen Handarbeiten; denn sie sollen später imstande sein, dem Hause und dem ganzen Familienleben ein spezifisch christliches Gepräge zu geben.

Zu diesem Zwecke haben wir zurzeit in Triashill über 50 Mädchen in der Kostschule und ungefähr ebenso viele in der Tageschule. Dazu kommen noch gegen 800 Schüler und Schülerinnen, die in sechs Aluzenschulen von schwarzen Lehrern und zwei Brüdern unterrichtet werden. Bei unserer Ankunft war kaum eines dieser Kinder imstande, auch nur die einfachste Flickarbeit vorzunehmen, geschweige denn, ein neues Kleid oder ein Hemdchen zu machen. Wir begannen daher sofort, eine Nähsschule einzurichten, d. h. ein Tag in der Woche wurde für die Mädchen als Nähtag bestimmt. Da hätte man nun den Jubel dieser Kinder sehen sollen und zugleich unsere Not! Hundert Kinder zugleich wollten Nähen lernen, doch keines wußte, wie man überhaupt eine Nadel in die Hand nimmt. Dazu fehlte es uns an Nadeln, an Fäden, an Stoffresten und, was noch mehr ist, an der Fähigkeit, uns diesen Kindern gegenüber verständlich zu machen; denn hier wird von den Schwarzen eine ganz andere Sprache gesprochen, als in Natal und der Kapkolonie.

Doch allmählich fanden wir uns in die neuen Verhältnisse schon hinein. Bald konnten wir uns gegenseitig verständigen, die Wohltäter in Europa schickten uns Kleider, Stoffe und Stoffreste, und manches unserer Kinder hat seitdem gelernt, nicht nur sein Kleid und Hemdchen zu flicken, sondern mit einiger Nachhilfe so-

gar ein neues zu machen. Damit ist aber die allgemeine Not noch lange nicht behoben, denn da gibt es noch viele Risse und Löcher, für die kein Fleck mehr vorhanden. Wollen doch nicht bloß die Kleider der hiesigen Mädchen in Ordnung gehalten werden, sondern auch die Kleider der Eltern und Großeltern, der Brüder und Schwestern zu Hause, nicht zu vergessen die der 800 Schulkinder unserer Aluzenstationen. Einem solchen Ansturme gegenüber reichen unsere Hände bei weitem nicht aus, und darum wage ich es heute, trotz der vielen Bitten, die Triashill schon an unsere Gönner und Wohltäter gestellt hat, um eine Nähsschule zu bitten oder wenigstens um ein Scherlein, damit wir uns eine solche anschaffen können. Das liebe Christkind hat heuer unsere Schulen allerdings recht gut bedacht, sodaß wir manchem halbnackten Heidenkind ein Hemd, ein Höschchen oder eine Jacke reichen könnten, aber viele müssten auch leer heimgehen. Ich gestehe, noch nie hat mir dies, obwohl ich bereits über zwei Jahrzehnte in der Mission bin, so tief ins Herz geschnitten, wie hier. Die Leute in Rhodesia sind eben ungemein arm; nur mit Mühe wissen sie dem armen Steinboden die notwendige Nahrung abzuringen, und auch sonst ist die Gelegenheit zu einem lohnenden Erwerb viel geringer, als in der Kapkolonie und in Natal.

Ihr religiöser Eifer aber verdient alles Lob. Alles drängt sich zur Schule und zum Gottesdienste herbei. Besonders zahlreich kamen sie am letzten Weihnachtsfest. Der Festtag selbst fiel heuer bekanntlich auf einen Montag, allein schon am Samstag Abend kamen sie in hellen Häufen zur Missionsstation. Da sie sahen, daß wir beim besten Willen keinen Platz zum Übernachten hatten, lagerten sie sich draußen in dichten Gruppen im Grase, um am nächsten Morgen beim ersten Glöckenschlag dem Kirchlein zuzuwenden. Sie hatten auch nichts zu essen, hielten aber trotzdem drei Tage bei uns aus. Da gedachte unser Hochw. P. Superior der Worte der hl. Schrift und ließ am Feste des hl. Erzmärtyrers Stephanus einen großen Kessel voll gekochter Maisföcker unter die armen, hungrigen Leute austeilen. O, wie gierig sie zugriffen! Wir hätten ihnen gern etwas Besseres gegeben, doch wir leiden selber Not an allem.

Hoffentlich wird auch im kommenden Jahr das liebe Christkind unsrigen gedenken und uns neben der oben angedeuteten Nähmaschine wieder mancherlei für unsre guten Schwarzen bringen. Des dankbaren Gebetes unserer Kinder, Katechumenen und Neuchristen dürfen unsere geehrten Wohltäter stets versichert sein. Auch die Arbeiten, Mühen und Opfer unserer Missionäre werden sicherlich Gottes reichsten Segen über all jene herabrufern, die nach Kräften das große Missionswert unterstützen.

Schwester Agatha, C. P. S.

### Dem Gelöbnisse treu.

#### 4. Kapitel.

##### Wischen Leben und Tod.

Aletha stand da mit dem Stolze einer Königin. Sie hielt es unter ihrer Würde, die Krieger anzureden; sie warf ihnen einen vernichtenden Blick zu und begab sich dann zu ihrem Vater, dem Häuptling Simagan.

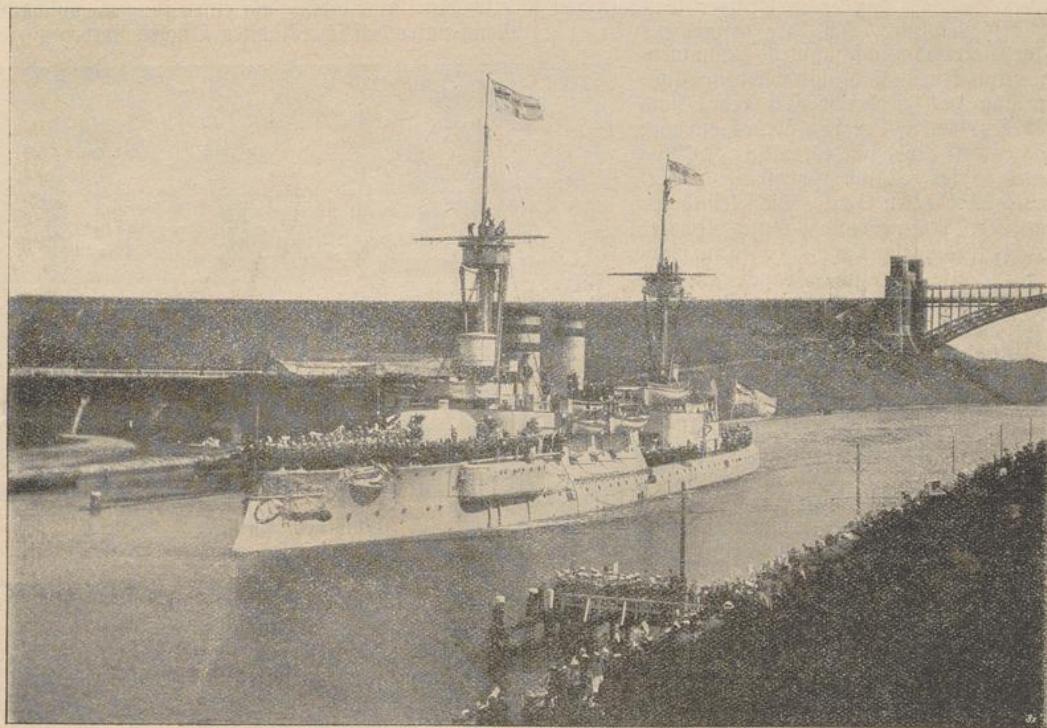
Mich dagegen fesselte man aufs neue, und zwar viel härter als zuvor; auch verdoppelte man meine Wachen. Nach langen Märchen und fünf qualvollen Nächten — Aletha wurde strengstens von mir ferne gehalten — kamen wir beim ersten Morgengrauen des sechsten Tages

nach Apalaschuka, dem großen Dorfe der Moskogulen. Als bald wurde ich mit Blumen bekränzt, man bemalte mein Gesicht rot und schwarz, befestigte mir Perlen in Nase und Ohren und gab mir ein Musikinstrument in die Hand. So für das Opfer geschmückt, zog ich unter dem wilden Jauchzen der Menge in Apalaschuka ein. Es war um mich geschehen!

Da ertönte plötzlich der Schlag einer Pauke; das Oberhaupt der Nation kündigte eine große Ratsversammlung an. Du kennst mein Sohn, die ausgezehrten Qualen, unter denen bei den Indianern ein Kriegsgefangener sterben muß. Wohl hatten es bei einigen Stämmen die christlichen Missionäre dahingebraucht, daß die Todesstrafe durch eine ziemlich leichte Sklaverei ersetzte wurde, allein bei den heidnischen Moskogulen war

Der Rat kommt zur Sitzung zusammen. Fünfzig Greise in Bibermäntel gehüllt, ordnen sich, das Gesicht gegen den Eingang zugewendet auf einer vor der inneren Säulenreihe hinaufzuhenden Bank. In ihrer Mitte sitzt der große Häuptling und hält die Friedenspfeife in der Rechten. Auf der gegenüberliegenden Seite nehmen fünfzig Matronen Platz. Ihre Kleider sind mit Schwanenfedern geschmückt. Im Hintergrunde eine Zahl ausgewählter Krieger. Sie haben den Tomahawk in der Hand, Hände und Brust sind mit Blut bemalt, und das Haupt zierte eine bunte Federmütze.

Feierliche Stille ringsum. Am Fuße der mittleren Säule brennt das geheimnisvolle Feuer des Rates. Der erste Priester, von acht Tempelhätern umgeben, tritt herein. Ein faltenreiches Gewand wallt bis auf seine



Linienschiff „Weissenburg“.

diese Sitte noch nicht allgemein durchgedrungen, obwohl einzelne zu dieser Aenderung hinneigten. Heute nun berief der Häuptling die Aeltesten des Volkes, um darüber zu beraten, was mit mir geschehen solle. Was wird mein Anteil sein: lebenslängliche Sklaverei, oder ein grausamer Tod auf dem Scheiterhaufen? Ich sollte es bald erfahren.

Ich wurde gebunden in die Versammlung geführt. Das Zelt, in dem die Ratsitzung stattfand, war in der Nähe des Dorfes auf einem isolierten Hügel errichtet. Es bestand aus drei Säulenreihen, welche eine Rotunde bildeten. Die Säulen waren aus Zypressenholz, schön poliert und mit Schnitzwerk verziert. Im Mittelpunkte des Saales stand ein großer, starker Pfeiler, der dem Ganzen den nötigen Halt verlieh. Bunte Bänder aus Blumen und Waldgrün verbanden die Säulen mit diesem Pfeiler, und bildeten ein farbenprächtiges Schutzdach, das einem durchbrochenen Fächer glich.

Füße nieder, und auf dem Kopfe trägt er eine ausgestopfte Eule. Unverständliche Worte murmelnd nähert er sich dem Feuer, gießt Balsam vom Kopfbaum über die Flamme aus und bringt der Sonne ein Opfer dar. Alles dient dazu, der hohen Versammlung ein möglichst Chrfurcht gebietendes Ansehen zu geben.

Mich selbst hatte man gefesselt mitten im Zelte aufgestellt. Das Opfer ist vollbracht, und nun erhebt sich der Häuptling und legt einfach und klar die Sache auseinander, weshalb er den Rat zusammenberufen. Zum Schluße wirft er eine blaue Halskette in den Saal; es ist das Zeichen, daß er gesprochen.

Hierauf nimmt der Aelteste vom Stamm des Adlers das Wort und spricht: „Mein Vater Mifo, ihr Aeltesten, Matronen und Krieger der vier Stämme: des Adlers, des Bibern, der Schlange und der Schildkröte! Laßt uns die geheiligten Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren in Ehren halten. Seid mutig und überliefert den Ge-

fangenen dem Feuertode! Es ist eine Sitte der Weißen, unserer Feinde, welche uns vorschlägt, ihn zum Sklaven zu machen. Zum Zeichen, daß ich geaprochen, werfe ich eine blutrote Halskette in die Versammlung; gebt auch ihr zum Zeichen des Beifalls jeder eine rote Kette!"

Nun meldet sich eine Matrone zum Wort. Sie redet die hohe Versammlung folgendermaßen an: „Mein Vater Adler hat den Geist eines Fuchses und die Langsamkeit der Schilkroöte. Enger wollen wir das Freundschaftsband schließen, wollen zusammen den Friedensbaum pflanzen. Aber wenn in einem Punkte die Sitten unserer Vorfahren etwas Trauriges an sich haben, wollen wir sie ändern. Was nützt uns ein toter Fremdling? . . Ist es nicht viel besser, wir machen ihn zum Sklaven? Dann kann er unsere Felder bebauen, kann uns Wasser tragen und Holz holen, um das Heuer zu schüren. Besser fürwahr ist das, als daß er in wenigen Stunden am Marterpfahle verblute. Ich habe gesprochen.“

Wie die Meereswogen schäumend zusammen-schlagen beim Sturmwind, und wie dem Flüß-ufer entlang das Röhricht sich beugt und wieder erhebt unter der Wucht des darüber hinwegsegenden Nordwindes, also durchlief ein lautes, wirres, sich gegenseitig wider-sprechendes Gerede den Saal. Die Meinungen waren geteilt; Männer und Frauen, Krieger und Altesteine sprachen dafür und dagegen. Endlich trug der alte heidnische Brauch den Sieg davon, und Simagan, der Häuptling, verurteilte mich zum Tode auf dem Scheiterhaufen.

Ein Umstand verzögerte indes meine Hinrichtung. Das Fest der Toten oder das Gastmahl der Seelen nahte heran, und es ist bei den Indianern heilige Sitte, während dieser Festtage keinen Gefangenen hinzurichten. Ich wurde daher in meine Haft zurückgeführt und streng bewacht. Gewiß hielt man auch die Tochter Simagans sorgfältig von mir fern, denn ich hatte seit jenem Abend Aletha nicht mehr gesehen.

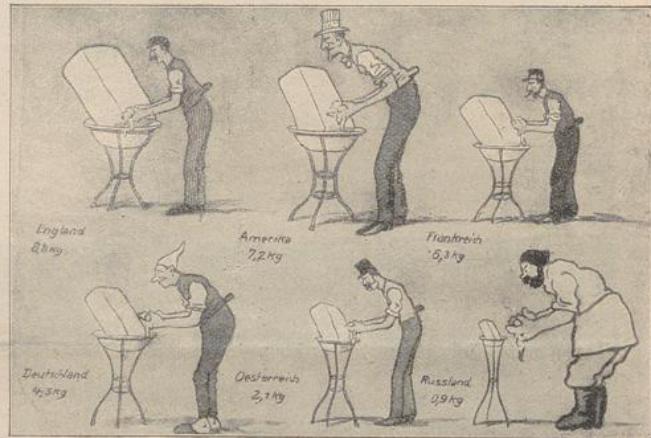
Der große Tag brach an. Von 300 verschiedenen Ortschaften in der Runde kamen die Stämme in Menge heran, demselben beizuwohnen. Am genannten Tage grub jede Hütte die Ueberreste ihrer Vorfahren aus, und nach Ordnung der Familien wurden die Gebeine in einem eigens hiefür erbauten Saale geordnet. Draußen heulte der Sturmwind, die Baumwipfel und die Wasser rauschten, drinnen aber schlossen die Vertreter der einzelnen Ortschaften und Stämme Schutz- und Trutzbündnisse ab über den Gebeinen ihrer Väter.

Dann ordnete man die Leichenspiele. Der Priester ruft den Geist der Gewässer an und erzählt den versammelten Indianern die Heldenataten der großen Männer der Vorzeit. Er erzählt auch vom Wunder der Sündflut, wie auf Geheiß des großen Geistes die Wasser herabkamen, und der fromme Massu allein gerettet wurde in seinem Rindenfahne und wie er den Norden ausschickte zur Entdeckung der Erde. . . Er erzählte der laufenden Menge von der schönen Endaë, die aus dem Lande des Todes zurückkehrte, gerufen durch die süßen Gesänge ihres trauernden Gatten.

Nach diesen Spielen und Reden schickte man sich an, den Vorfahren ein ewiges Grab zu bereiten. Am Ufer des großen Flusses, der seine Wasser am Apalashufa vorüberwälzt, steht ein uralter, wilder Feigenbaum. Er galt den Indianern als heilig; an seinem Fuße hatte

man ein großes Grab ausgeworfen, die gemeinschaftliche Ruhestätte der Vorfahren. Vom Leichenhalle aus bewegte sich der Zug unter Absingen des Lodeshymne dem Baume zu. Jede Familie trug einige geheilige Ueberreste, die das gemeinsame Grab aufnehmen sollte. Die Reliquien werden hinabgesenkt in die Gruft und durch Biber- und Bärenfelle getrennt. Dann fällt schwere Erde nieder, ein mächtiger Grabeshügel beginnt sich zu wölben, und zuletzt pflanzt man den Baum der Tränen und des Schlafes über der heiligen Stätte.

Sind diese Gebräuche nicht rührend, mein Sohn? Und dennoch, kaum war das schöne Fest vorbei, so verlangten alle, selbst die Frauen, die mich früher so reichlich beschenkt und die so eifrig für mein Leben gesprochen hatten, meinen schleunigen Tod. Mit lautem Geschrei begehrte alles meine Hinrichtung, und ganze Stämme verschoben ihre Abreise, um einen jungen, unschuldigen Mann unter den schrecklichsten Qualen sterben zu sehen.



Die Reinlichkeit. Chichotek, Berlin 68.  
Seifenverbrauch pro Kopf und Jahr, gegenüber Bevölkerungsziffer.

So veränderlich und wankelmüthig ist der Mensch! Töricht ein jeder, der seine Hoffnung auf ihn setzt!

In einem Tale gegen Norden, nicht weit vom großen Dorfe entfernt, erhob sich ein Gehölze von Eichen und Tannen, der Blutwald genannt. Mitten im Wald dehnte sich eine Arena aus, wo man die Kriegsgefangenen zu opfern pflegte. Im Triumph führte man mich dorthin. Tausend Hände rührten sich, alles ist geschäftig, mir den Garaus zu machen. Der Marterpfahl wird eingerammt, Fichten, Ulmen und Cypressen fallen unter den dröhnenenden Schlägen der Axt; bald erhebt sich ein riesengroßer Scheiterhaufen, während die fröhlichen Zuschauer aus Zweigen und Baumstämmen sich bequeme Schauflüze bauen. Alles hüpft auf meinen Tod, und jeder erfindet eine neue Marter: der eine nimmt sich vor, mir die Haut von der Hirnhäle abzureißen, ein anderer mir mit einem glühenden Eisen die Augen zu blenden usw. Ich kenne das und stimme den Totengegang an:

"Nicht fürcht' ich die Qualen, o Moskullen,  
Denn tapfer bin ich, wie meine Väter,  
Der fünde Utalissi und Matulu,  
Die aus den Schädeln der Helden tranken,  
Der größten eures feigerzigen Stammes.  
Nicht einen Seufzer sollt ihr mein in Mund entlocken!"

Gereizt durch mein Lied, griff ein Krieger nach seinem Bogen und jagte mir einen Pfeil durch den Arm. Ich sagte nur: „Bruder, ich danke dir!“

Die Henkersknechte hatten sich zwar sehr bemüht, doch konnten sie die Vorbereitungen zu meiner Hinrichtung nicht vor Sonnenuntergang beenden. Nun durften aber, wie der Oberpriester sagte, die Geister der Nacht nicht gestört werden, und so wurde mein Tod bis auf den kommenden Morgen verschoben. Die Ungeduld der Indianer aber, das seltnere Schauspiel zu sehen, war zu groß. Sie verließen daher den Blutwald nicht, sondern zündeten große Lagerfeuer an und hielten Tänze und Gastmähe.

Hatte ich noch einen Funken von Hoffnung auf schließliche Rettung im Herzen? Nein, ich hatte sie längst aufgegeben. Wenn nicht etwas Außerordentliches geschah, war ich verloren. Und siehe, das Unerwartete geschah! — — —

(Fortsetzung folgt)

### Gehet zu Joseph!

Von einer Bergfischmeinnicht-Leserin gingen uns folgende Zeilen zu:

„Ich lese das Bergfischmeinnicht sehr gerne, besonders aber freut es mich, daß darin dem hl. Joseph solch' innige Verehrung gezeigt wird. Auch ich habe die Hilfe dieses großen Heiligen schon oft erfahren. Als Beamtenwitwe habe ich oft recht zu sparen, und zuweilen häufen sich die verschiedenen Zahlungen so, daß ich nur mit Bangen in die Zukunft schaue.

So war ich einmal in der Kirche, hatte den Kopf voll Sorgen und wußte nicht, woher mir Hilfe werden sollte. Da erinnerte ich mich, wie der hl. Joseph schon so vielen aus leiblicher und geistiger Not geholfen, und begann mit großem Vertrauen zu beten, daß er auch mir ein Helfer und Fürbitter bei Gott sein möge. Dies war am Morgen. Mittags um 12 Uhr kommt mein Junge aus der Schule und ruft mir schon unter der Haustüre zu: „Mama, ich habe 10 Mark Stipendium bekommen!“ — Kurz darauf hatte ich eine Rechnung zu begleichen; sie fiel zu meiner Verwunderung um mehrere Mark niedriger aus, als ich erwartet hatte. Ein anderesmal war ich in Verlegenheit wegen Kartoffeln, doch in Bälde bekam ich einen gehäuften Korb voll geschenkt. Das alles sind Kleinigkeiten, und die Weltkinder erblicken darin den reinsten Zufall, mir aber haben diese Vorkommnisse die Liebe und das Vertrauen zum hl. Joseph mächtig gestärkt, und ich rufe allen demütigen, kindlich-gläubigen Seelen zu: „Gehet zu Joseph! Ihn hat der Herr gesetzt über sein ganzes Haus!“

### Andacht zum hl. Judas Thaddäus.

Eine Förderin unserer Missionsschriften schreibt uns folgendes:

„Wohl wird in unserer Zeit die Verehrung und Anrufung der Heiligen vielfach verworfen, doch der gläubige Katholik hält sich an die Lehre seiner Kirche und findet gerade in der Verehrung der Heiligen großen Trost und mannigfache Hilfe. Ich selbst habe ein großes Vertrauen

gefaßt zu einem Heiligen, der meines Erachtens viel zu wenig verehrt wird, nämlich zum hl. Apostel Judas Thaddäus. Schon wiederholt hatte ich gelesen, daß er gerade in recht schwierigen, verzweifelten Fällen sich als überaus mächtiger Helfer und Fürsprecher erweise, und Gott habe dies deshalb so gesagt, weil dieser Heilige seines odiosen Namens „Judas“ wegen weniger verehrt werde, als die übrigen Apostel. Sei dem, wie ihm wolle.



Am Hengstboden brennt's! Nach einem Gemälde von Julius Blaß.

Deutsche Bergbausanstalt Stuttgart.

mir selbst hat er, davon bin ich fest überzeugt, in einem schweren Leiden geholfen. Die Sache verhält sich so:

Schon von Kindheit an litt ich an einer sehr mangelhaften Verdauung, einem peinlichen Leiden, das sich mit den Jahren immer mehr verschlimmerte. Sehr oft hatte ich auch an Kopfschmerzen und sonstigen bösen Begleiterleidungen zu leiden. Natürlich wandte ich mich zunächst an die Ärzte und Doktoren, nahm die denkbar mannigfachsten Gegenmittel ein, doch der Erfolg war nur gering

und nie von dauernder Wirkung. Da nahm ich in dieser verzweifelten Lage meine Zuflucht zum hl. Judas Thaddäus; und siehe, nach der zweiten, vertrauensvollen Novene, die ich hielt, fand ich Erhörung. Ich bin geheilt und schreibe die Herstellung meiner Gesundheit einzig und allein der Fürbitte dieses großen Heiligen zu. Vielleicht kommen diese Zeilen mancher armen und bedrängten Seele zur Hand. Sie fasse Mut, wende sich vertrauensvoll an den hl. Apostel Judas Thaddäus, und auch sie wird, falls es Gottes Wille ist, Hilfe und Rettung finden."

### An Maria.

O himmlische Frau Königin,  
Du aller Welten Herrscherin!  
Halt du auch deine Mutterhand  
Stets über unser Vaterland.  
Nimm es in deinen Schutz und Schirm!  
Wend ab von ihm des Unglücks Sturm!

O himmlische Frau Königin,  
Du aller Welten Helferin!  
Stell dich für uns vor Gottes Thron,  
Ersteh' uns Hilf bei deinem Sohn,  
Der für uns von dem Himmel kam,  
Uns hat erlöst am Kreuzestamm.

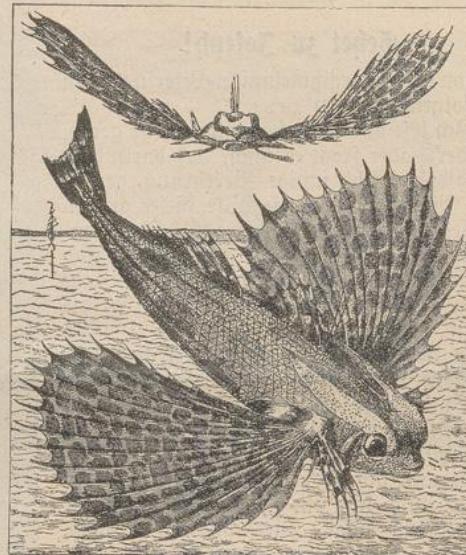
O himmlische Frau Königin,  
Du uns'res Heils Beschützerin!  
Läßt uns die Uebel dieser Welt,  
Zu uns'rer Seele Heil bestellt,  
Benutzen auch zu unserm Heil,  
Daß einst für Leid werd' Freud zu teil.

Altes Kirchensied.

### Lüge niemals!

Eine in Amerika verheiratete, aus Deutschland stammende Frau trug Verlangen danach, einmal die alte Heimat wiederzusehen und ihre dort noch lebenden Eltern und Geschwister zu besuchen. Ihr Gatte, ein gutaussehender Kaufmann, hatte gegen die Absicht, eine Reise nach Europa zu unternehmen, nichts einzuwenden, nur erklärte er, daß er selbst seiner Geschäfte wegen die Fahrt nicht mitmachen könne. Die Frau erkannte die Richtigkeit der Gründe, welche die Begleitung des Mannes unmöglich machten, an und entschloß sich, mit ihren zwei Kindern, Mädchen im Alter von drei und fünf Jahren, nach Deutschland zu reisen. Es wurde dann auch der Reiseplan entworfen und den fernen Eltern der baldige Besuch auf heimatlichem Boden angekündigt. Bald nachher bestiegen Frau und Kinder unter den heißen Segenswünschen des Gatten und Vaters in New York einen Llyoddamper, der sie nach Hamburg bringen sollte. Die Überfahrt über den Ozean ging auch glücklich von statten, als aber die Frau, welche sich fröhlich und wohlgenut in New York eingeschifft hatte, in der alten Welt anlangte, bot sie ein Bild des Jammers dar. Totenbleich, mit verweinten Augen und grämerfüllten Zügen, wankte sie, wie gebrochen dahin, mit zitternder Hand ihr fünfjähriges Töchterchen führend; das andere dreijährige Mädchen fehlte, es hatte seinen frühen Tod in den Wogen des Meeres gefunden. Auf welch' schreckliche Weise, das erzählte die beklagenswerte Mutter in dem Zuge, der sie ihren betagten Eltern zuführte, einem sie teilnahmsvoll nach der Ursache ihres offenkundigen großen Schmerzes fragenden Mitreisenden.

An einem schönen, sonnigen Tage war die Mutter mit ihren beiden Kindern um die Mittagszeit auf Deck gegangen, während die übrigen Passagiere sich im Speisesaal oder in ihren Kabinen befanden. Nach einer Weile zeigte sich das dreijährige Töchterchen etwas unartig und als es auf wiederholte Ermahnungen hin kein Be tragen nicht änderte, hob die Mutter das Kind empor und sagte zugleich in drohendem Ton zu demselben: „Siehst Du, dort in den Wellen schwimmt eine große Meerfazie, der werfe ich Dich zu, wenn Du nicht gleich artig bist.“ Die letzten Worte begleitete die Frau mit einer Bewegung, als ob sie das Mädchen in Flut werfen wolle. Das Kind versprach nun, artig zu sein, und die Mutter setzte es wieder auf den Boden. Die Drohung hatte also Erfolg gehabt. Was sich aber bald nachher ereignen sollte, davon hatte die arme Frau keine



Glughäne (*Daetypus volitans*). Schloß, Berlin 08. Wie ein Geschöpf aus vorgehüchtlichen Tagen mutet das über dem Wasser dahinwirrende Tier uns an, gespenstisch, als habe die Natur mit ihm einen Scherz machen wollen.

Ahnung, als sie das Kind mit dem Hinweis auf die Meerfazie einschüchterte, sie würde sonst um alles in der Welt nicht jenen Auspruch getan haben.

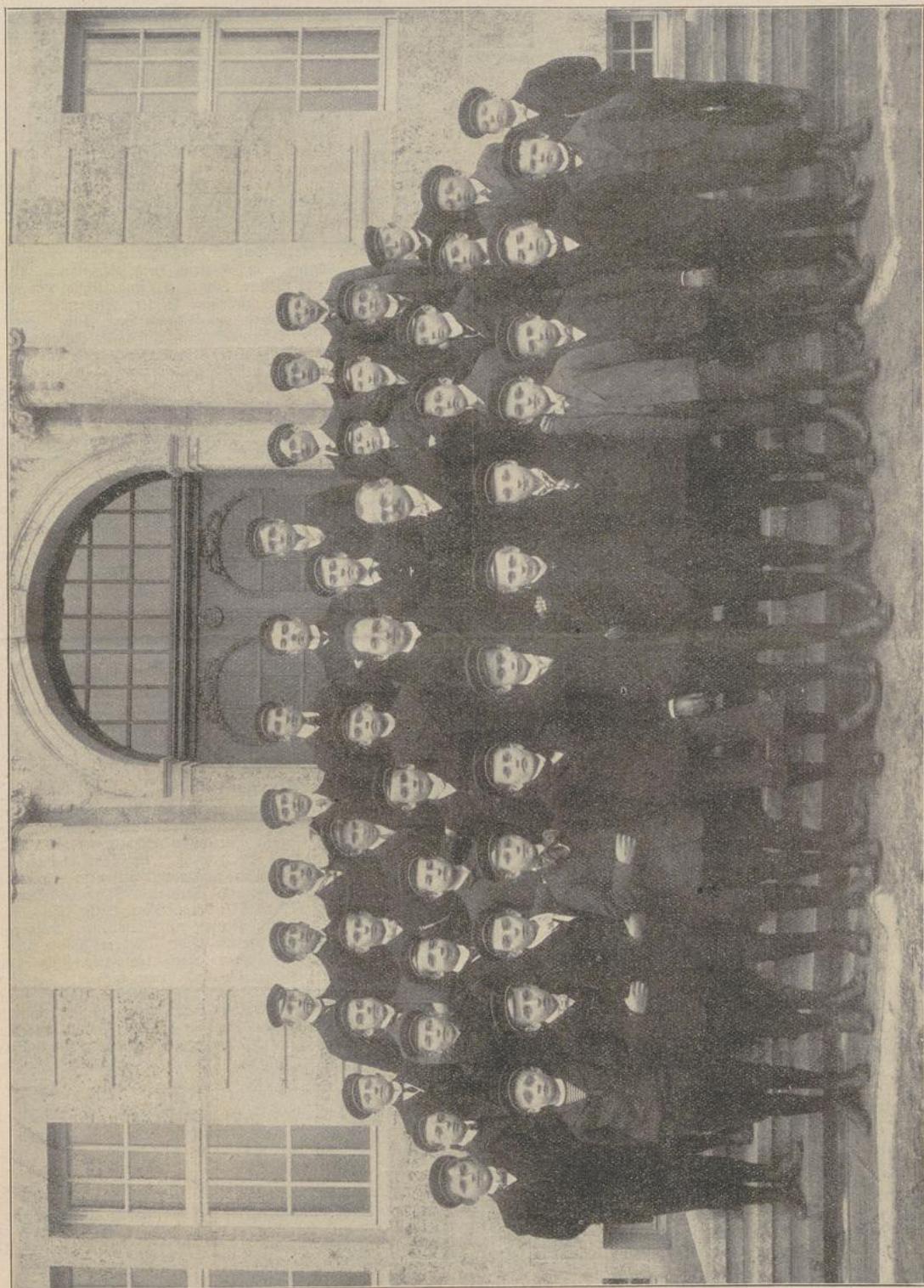
Kurze Zeit nach dem erwähnten Vorfall ging die Mutter, dem älteren Töchterchen einschärfend, genau auf das Schweferchen aufzupassen, in ihre Kabine, um sich eine Häkelarbeit zu holen. Als sie nach wenigen Minuten mit dem Arbeitskörbchen zurückkehrte, fand sie das fünfjährige Mädchen allein an der Stelle, an der sie von den Kindern weggegangen war. Ein jähres Schrecken besiel die Frau. „Ach, was ist geschehen, wo ist Lilly?“

„Ach, liebe Mama“, antwortete das Kind, „als Du fort warst, war Lilly wieder unartig und da habe ich getan, was Du vorhin schon tun wolltest, ich habe sie der Meerfazie hingeworfen!“

In der Tat, das Mädchen hatte die kleine Lilly in's Meer geworfen.

Fast wahnsinnig vor Schmerz ließ die Frau auf dem Deck herum und schrie: „Meine Lilly, meine arme Lilly! O rettet mein Kind!“

Sofort wurden von der Schiffsmannschaft alle Anstalten getroffen, das Kind den Wellen zu entreißen, doch alle Bemühungen waren umsonst. Nicht einmal die



Eine Gruppe der Abgänger des Altonianum in 1898 a. M.

Leiche des armen Kindes founfe aufgefunden werden, die Mutter hatte durch ihre unbekonnene Neuherung, die von Anna gehört und als eine ernst zu nehmende Drohung aufgesetzt worden war, ihre zärtlich geliebte Lilli für immer verloren. Sie war in heller Verzweiflung und nur mit Mühe gelang es den Offizieren und einigen mitreisenden Damen, sie von dem schrecklichen Vorhaben zurückzuhalten, ebenfalls in den Wellen den Tod zu suchen.

Wird wohl jemals die tiefe Wunde heilen, die sie durch eine unbedachte Neuherung dem eignen Herzen geschlagen? O'rum, ihr alle, die ihr diese Zeilen leset, lüget nie!

### Briefkasten.

Wir suchen für unser Missionshaus „St. Paul“ einen tüchtigen, religiösgesinnten Lehrer, der imstande wäre, junge Leute bis zur Ober-Tertia in den herkömmlichen Gymnasiastächer, speziell in Geographie, Deutsch und Mathematik zu unterrichten. Bezuglich der näheren Bedingungen wende man sich an den Hochw. P. Jemb. Leyendecker, Superior des Missionshauses St. Paul, Post Walbeck, Rheinland.

Der Hochw. P. Erasmus Hörrer, Missionär in St. Michael, dankt unsren edlen Wohltätern herzlich für den ansehnlichen Beitrag zur Ausstattung von Glocken. Das neue Geläute bildet die Freude und den Stolz der ganzen Missionsstation, und sowohl von den schwärmenden Kindern und Neubürgern, wie von den beiden Ordensgemeinden wird fleißig für die Wohltäter gebetet.

Gundelsingen: L. S. 31, U. G. 26, Th. G. 10: Alles in Ordnung.

L. S. in P.: Nein!

F. N. M.: Dfd. erhalten.

Dsbg., L. G. H.: Betrag erhalten.

### Antoniusbrot

für Asyla teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Nagelsberg, Sander, Ottersweier, Geisa, Sanden, Steinburg, Meßkirch, Merzhausen, Öhlungen, Schonach, Grethenbach 2mal, Luzern, Wallenstadt, Hüniken, Basel, Rüti, Oberuzzen, Wylen, St. Gallen, Oberurnen, Uhwiesen, Duren, Brandt, Frauüllesheim, Derichsweiler, Püx, Dachum, Börzinghausen, Köln, Münster i. W., Lauf.

### Dankagungen

gingen ein aus: Erzingen: Errettung aus großer Gefahr auf Anrufung der hl. Familie, des göttl. Herzens Jesu und des hl. Antonius. Oberwittighausen: Dank dem hl. Antonius, der hl. Rita und den armen Seelen. Münchmotschelnz, Künzelsau: Dank der lieben Muttergottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius und sel. Gerard für erlangte Gesundheit. Kappel: Dank der hl. Anna, dem hl. Antonius und hl. Gebhard; Dank dem hl. Blasius und Rochus für Hilfe in Halsleiden; dem hl. Joseph sei Dank für Hilfe im Beruf.

### Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Decorah, Iowa, um Gesundheit; Wangen, Seebach, Höchwoog, Dilpersried, Immenstadt, Günzburg, Wagshurst, Erienbach, Kleinfinghoven, Dahlen, Heroldsbach, Gottemühle, Bach, Niederhomburg, Schlierstadt, St. Gallen, Bil, Au, Wallenstadt, Merenschwand, Basel, Kradolf, Amriswil, Zella, Rheinbrohl, Berntafel, Eupen, Aspelt, Paderborn, Duisdorf, Münster i. W., Duisburg, Montjoie, Nachen (Ausharren im Ordenstande).

### Memento!

Bon unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mitgliedbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Kath. Beck, Gau Weinheim. Karolina Bertche, Sulzbach. Franziska Lichtenberger, Ettenbeuren. Frau Röhrmann, Würzburg. Marg. Schlör, Holzschirhausen. Maria Heel, München. Christ. Rath, Pr., Hanberg. Kath. Sellmeier, Moosburg. Maria Kirchenbauer, Marktloßingen. Karolina Sigwart, Gundelsbach. Sr. M. Henriette Diebold. Elisab. Böhler, Straßdorf. Johann Böhm,

Modlos. Agatha Pleghar, Hagnau. Herr Niedert, Mühlbach. Marg. Graf, Lanzenhofen. Sebastian Scherer, Piegendorf. Witwe Braun, Siggeneck. Ignaz Jöhrer, Dödwang. Franziska Schüpp, Ottrott. Andreas Zederer, Megenried. Anna Maria Schnurr und Edwina Fischer, Seebach. Walburga Braun, Langenchemnern. Regina Ulrich, Freudenberg. Franziska Aigner, Hagnau. Helena Blum und Franziska Rothis, Erstein. Maria Bäuerle, Baden-Baden. Michael Bader, Forst. Anna Geißl, Deggendorf. Josef Grein, Mondfeld. Thomas Lettner, Stallau. Anna Maria Lang, Sulzbach a. M. Johann Bader, Rosalia Appel, Elisab. Stolz, Disthausen. Ludwig Witz, Freudenberg. Barbara Dorsch, Pördorf. Kreszentia Schoner, Theresia Reidhart, Frau Zarp, Geisingen. Josef Franz, Pilmersreuth. Theresia Niedl, Regensburg. Maria Apollonia Heininger, Geiselbach. Maria Anna Spraul, Haslach. Josef Geibert, Buchen. Franz Neißig, Neufang. Theresia Stumbe, Niederschöna. Augustin Hölzl, Rassdorf. Theresia Arnreich, Elisab. Ebel, Johanna Wingenfeld, Seebach. Kath. Meyer, Konrad und Anna Maria Dechnier, Mönchhardsdorf. Anna Maria Blaum, Kötzsch. Anton Ley, Gertrud Heil, Keuzelbach. Maria Meier, Weiden. Oskar Wehrle, Stuttgart. Anna Kusch, Paproza. Hedwig Niedel, Breslau. Jakobine Heßler, Niedermurz. Elise Welsch, Wirsus. Witwe Kath. und Florian Beil, Bölla. Gertrud Troisdorf, Langendorf. Michael Kriegen, Bissingen. Jakob Kremer, Lommersum. Marg. Holzrichter, Heimerzheim. Lehrerin Niggeschmidt, Clementine Schlüter, Elise Engels, Geisen. Bern. Meyer, Böringhausen. Maria Feilen-Zisch, Mühlheim. Katharina Milen, Trier. Pfarrer A. B. Meyer, Bigge. Maria Kaltwasser, Wattencheid. Frau Schönauer, Goch. Anna Wagner und Christine Schumacher, Niederschönenbach. Frau Lehrer Dieterichs, Altenborn. Friedrich Kolter, Arzlingsdorf. Bernard Weigel, Wettringen. Frau Braun, Wilhelmine Haußen, Peter Peisch, Walheim. Nikol. Ludes, Ehlenz. Bernadine Feldmann, Holsdorf. Pfarrer Heinrich Schlauder, Böken. Josefine Niedl, Schwege. Edmund Kardus, Goenigen. Willy Lauter, Roetgen. Kath. André, Koblenz. Heinrich Eichschulte, Haltern. Michael Nieden, Holzheim. Anna Nischl, Trier. Katharina Schönele, Milwaukee, Wis. Maria Schneider und Vitus Dennert, Brooklyn, N.Y. Frau Hardegger, Winterthur. Jakob Ahrlin, Lehrer. Maria Stroh, Uznach. Jakob Hügl, Oberbüren. Johann Jung, Schönenbaumgarten. Franziska Ott, Ehingen. Karolina Zehnder, Goldbach. Ulrich und Ida Mich, St. Peterzell. Jakob Zillig, Zugwir. Pfarrer Condamin, Niedervil. Maria Bruner und Christina Gugwiler, Thewis. Kreszenz Groß, Kreszenz Scheer, Elisab. Schümberger, Konrad Link, Anton Schuhmann, Motten. Theresia Müller, Peterstal. Apollonia Fries und Michael Heller, Tauberrettersheim. Maria Anna Kuhn, Leybach. Karl Körber, Breslau. Regina Niedermann, Döhlhausen. Johann Zimmermann, Günzburg. Peter Gauer, Ehren. Josef Wünker, Farchant. Bauer, Schupmann, Bergam. Anna Maria Böhl, Theuer. Marg. Fleischer, Würzburg. Anna Abendt, Gedauten. Theresia Lutz, Kienberg. Frau Brogle, Sädingen. Frau Hofrat Röß, Würzburg. Christine Koitmüller, Unterhaching. Johann Böß, Hochbrunn. Josefine Kiermeier, Kipfelsberg. Anna Steinberger, Siegenberg. Agnes Hahnloser, Schlatt. A. Droschla, Sohren. Theresia Amann, Spaltenstein. Karolina Geiser und Josef Fischer, Seebach. Regina Hochmuth, Nittenau. Franziska Narr, Lechhausen. Herr Röbeis, Steinau. Mathilde Dubont, Nürnberg. Magdal. Meter, Steinberg. Margaretha Neuhausen, geb. Rabenacher. Anna Kath. Krupp, geb. Mombauer. Katharina Gillen, Gilzen. Wilhelm Rombach, Rott. Maria Justina König, Köln. Laurenz Schnitzler, Winden. Katharina Knop, Köln-Denzen. Toni Nipper, Luise Schulte, Billerbeck. Herr Weber, Steinberg. Helene Meuser, Kimmersdorf. Katharina Schepers, Byben. Margaretha Lambert, Peter und Anna Gill, Niederrissen. Franziska Hinsken, Rhade. Ferdinandine Baronin Houlton, Bonn. Karoline Engstenberg-Fogen, Schlebusch. Peter Josef Weber, Schevenhütte. Elisabeth Manen, Trier. Anton Hillmeyer, Westenholz. Egidius Kenchen.

### Grabschrift.

Joseph und Josepha heißen wir,  
In den Himmel reisen wir.  
Wir wünschen den Eltern gute Nacht,  
Wollen sehen, was unser Jesus macht.

(In Düsseldorf bei Augsburg auf dem Grabe von Böllingen.)

Wir sind ein Volk, vom Strom  
der Zeit  
Gespült zum Erbeneiland,  
Volk Unfall und voll Herzleid,

Das Vaterhaus ist immer nah,  
Wie wechseln auch die Tage —  
Es ist das Kreuz auf Gol-  
gatha,  
Bis heim uns holt der Heiland.

Heimat für Heimatlose.  
Spruch auf dem Kirchhof in Söhl,  
wo die gestrandeten Seelen bestattet werden.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kopp in Würzburg. — Druck und Verlag der fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.